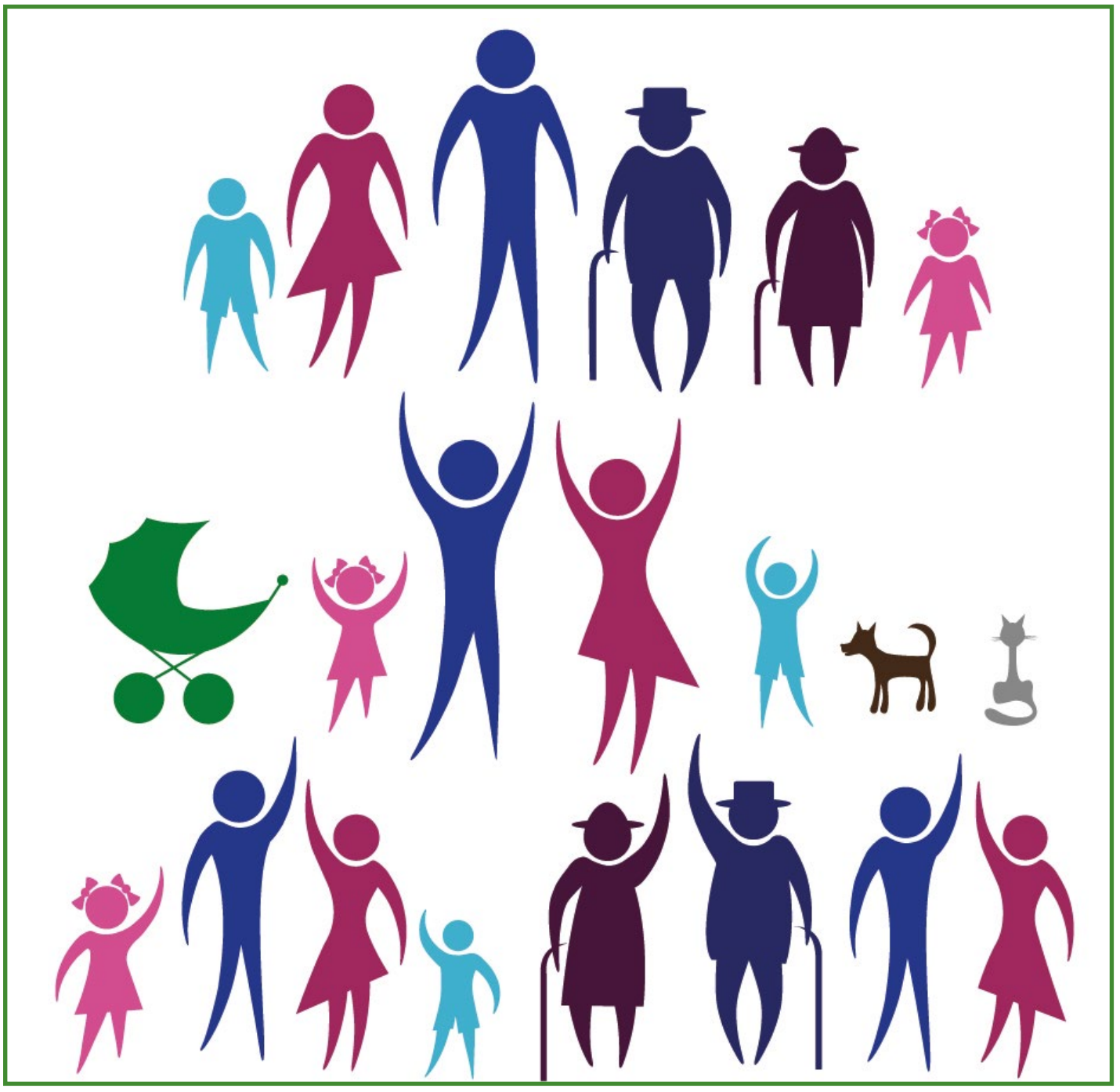
welt bewegt

JUNI – AUGUST 2018 C 51 78



Generationen

nordkirche weltweit
ZENTRUM FÜR MISSION UND ÖKUMENE

Eines Tages, Baby

Eines Tages, Baby, da werden wir alt sein,
Ohh, Baby werden wir alt sein,
Und an all die Geschichten denken, die wir hätten erzählen können.

Und ich denke zu viel nach. Ich warte zu viel ab.
Ich würd‘ gern so vieles sagen, aber bleibe meistens still,
weil wenn ich das alles sagen würde wär das viel zu viel,
Ich würd‘ gern so vieles tun, meine Liste is so lang,
aber ich werd‘ eh nie alles schaffen, also fang‘ ich gar nicht an.

Stattdessen häng‘ ich planlos vorm Smartphone,
wart‘ bloß auf den nächsten Freitag
Gemach! das mach‘ ich später — die Baseline meines Alltags

Unser Leben ist ein Wartezimmer, niemand ruft uns auf,
unser Dopamin das spar‘n wir immer falls wir’s nochmal brauchen,
und wir sind jung und haben viel Zeit,
warum soll‘n wir was riskier‘n?
Wir woll‘n doch keine Fehler machen, woll‘n doch nichts verlieren
und es bleibt so viel zu tun. Unsere Listen bleiben lang,
und so geht Tag für Tag ganz still ins unbekannte Land.

Und die Geschichten, die wir dann statt dessen erzählen,
werden traurige Konjunktive sein.
Lass uns doch Geschichten schreiben, die wir später gern erzählen,
lass uns nachts lange wachbleiben, aufs höchste Hausdach
der Stadt steigen, lachend und vom Takt frei die allertollsten
Lieder singen.
Lass uns Feste wie Konfetti schmeißen, sehn wie sie zu Boden reisen
und die gefall‘nen Feste feiern, bis die Wolken wieder lila sind.
Und lass mal an uns selber glauben, ist mir egal ob das verrückt ist,
und wer genau guckt sieht, dass Mut auch bloß ein Anagramm‘
von Glück ist.
Und wer immer wir auch waren, lass mal werden, wer wir sein wolln.
Wir haben schon viel zu lang‘ gewartet, lass mal Dopamin vergolden.
Der Sinn des Lebens ist leben. – Das hat schon Casper gesagt.
Let’s make the most of the Night – Das hat schon Kesha gesagt
Lass uns möglichst viele Fehler machen
und möglichst viel aus ihnen lernen,
lass uns jetzt schon Gutes säen, damit wir später Gutes ernten.
Lass uns alles tun weil wir können und nicht müssen,
Weil jetzt sind wir jung und lebendig und das soll ruhig jeder wissen
und unsre Zeit die geht vorbei. Das wird sowieso passieren,
und bis dahin sind wir frei, und es gibt nichts zu verlieren.
Lass uns uns mal demaskieren und dann seh‘n wir sind die Gleichen,
und dann könn‘ wir uns ruhig sagen, dass wir uns viel bedeuten,
denn das Leben, was wir führen wollen,
das können wir selber wählen.
Also: Los!
Schreiben wir Geschichten, die wir später gern erzählen!

Julia Engelmann (26), Poetry-Slammerin, Sängerin und Schauspielerin, Auszüge aus ihrem Beitrag „Eines Tages, Baby“ (2014)

Aus dem Inhalt

Jugend von heute – was heißt das?
5 Jannika Baars entdeckt bei der Beschreibung ihrer Generation Facettenreichtum und Widersprüchliches.

Kehrt nicht zurück zu alten Denkmustern!
8 Im Interview mit ihrer Oma erfährt Sophie Plautz, welchen Wert Geschichtsbewusstsein hat.

Wir sind unseren Enkeln unser Alter schuldig
10 Fulbert Steffensky denkt darüber nach, was Großeltern ihren Enkeln heute eigentlich geben können.

Wie finde ich meinen Sinn im Leben?
12 Nach der Schule fragen sich viele: Was mache ich jetzt? Lucie Wank weiß dabei den Rat von Eltern zu schätzen.

Umwege machen das leben erst lebendig
14 Diego Grützmann lernt von Älteren, dass ein gelungenes Leben nicht aus graden Linien besteht.

„Enkel für Ungerechtigkeit sensibilisieren“
16 Was prägt junge und ältere Frauen in der Kirche? Ein Gespräch zwischen Elke Wrage und Flora Mennicken.

Träume von einer Kirche als Ort der Hoffnung
20 Welche Bedeutung haben Christentum und Kirche heute für junge Menschen? Gedanken von Johannes Davi und Kira Schall.

Keine Alibi-Jugendlichen
22 Jens Haverland hat sich schon früh in der Kirche engagiert und fordert intergenerationelle Leitungen.

Zusammen können wir mehr erreichen
25 In Kenia verändert sich das Verhältnis zwischen Jung und Alt rasant, erfährt Emmaculate Okwach.

Power, das Land zu verändern
26 Marius Blümel erlebt in Südafrika den Kampf der „Born Free“-Generation für eine offene und faire Gesellschaft.

Der Rat der Alten ist sehr gefragt
28 In Papua-Neuguinea leben Kinder und Jugendliche in zwei Welten, im Heimatdorf und am Schulort, weiß Maiyupe Par.

Spiritualität ist der lettischen Jugend wichtig
30 Ins christliche Jugendcamp nach Vanagai, das Liudas Miliauskas gegründet hat, kommen jährlich 500 Teilnehmende.

Fotos: C. Plautz (2), C. Wenn (1), Freiwilligenprogramme (1), Camp Vanagai (1), J. Henschen (1), H. Gafga (1), iStock (1), M. Roselowsky (1), M. Tuve (1), gemeinfrei (1), IKG (1), ZMÖ-Bildarchiv (1)

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

wie sieht es aus zwischen den Generationen? Was können die Jüngeren von den Alten lernen und was die Alten von den Jungen? Was denken sie über die eigene Generation, und wie erleben sie die Generationen vor ihnen? Natürlich gibt es nicht *die* alte oder die junge Generation. Dazu sind die Lebensumstände zu verschieden. Das zeigen die facettenreichen Beiträge der jungen Autorinnen und Autoren dieses Heftes. In Deutschland gehören sie zur „Generation Y“ und damit zu der Generation, die behütet aufgewachsen und gut ausgebildet ist. Nie zuvor war eine Generation so international vernetzt wie die der „Digital Natives“. Für sie scheint alles möglich bei gleichzeitigem Druck zur permanenten Selbstoptimierung. Im Gegenzug wünschen sich viele aus dieser Generation eine Berufswelt, die mehr im Einklang mit eigenen Bedürfnissen steht. „Wir wollen eine Arbeit, die Sinn macht und erfüllend ist“, schreibt Diego Grützmann, der seinen Studienplatz für eine Ausbildung zum Gesundheits- und Krankenpfleger eingetauscht hat. Wie seine Altersgenossen schätzt auch er den Austausch mit der älteren Generation sehr, nicht nur in Orientierungsphasen. Jannika Baars hat allerdings beobachtet, dass hierzulande die Grenzen zwischen den Generationen immer mehr verschwimmen. Sie sieht nicht nur Vorteile darin, wenn Eltern lieber „beste Freundinnen oder Freunde“ ihrer Kinder sein wollen. Das ist in anderen kulturellen Kontexten anders. Dort, wo die ältere Generation wie in Kenia noch eine besondere Autorität hat, „braucht die Begegnung zwischen Jung und Alt ebenso viel Verständnis wie die zwischen zwei Kulturen“, meint Emmaculate Okwach. Zugleich ist sie überzeugt, dass man gemeinsam mehr erreicht und orientiert sich an der Weisheit der Alten: „Allein läuft ein Junger schnell, mit einem Älteren langsam, aber zusammen gehen sie weit“.

Viel Freude beim Lesen wünscht Ihnen

Ihre
Ulrike Plautz

P.S. Ihre Meinung interessiert uns, darum schreiben Sie uns gern!

weltbewegt-Post-Anschrift: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Postfach 52 03 54, 22593 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax -210, E-Mail: info@nordkirche-weltweit.de

IMPRESSUM: weltbewegt (breklumer sonntagsblatt fürs Haus) erscheint viermal jährlich. HERAUSGEBER UND VERLEGER: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Breklum und Hamburg. Das Zentrum für Mission und Ökumene ist ein Werk der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland. DIREKTOR: Pastor Dr. Klaus Schäfer (V.i.S.d.P.), REDAKTION: Ulrike Plautz, GESTALTUNG: Christiane Wenn, KONZEPT: Andreas Salomon-Prym, SCHLUSSKORREKTUR: Hedwig Gafga, ADRESSE: Agathe-Lasch-Weg 16, 22605 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax: 040 88181-210, www.nordkirche-weltweit.de.

DRUCK, VERTRIEB UND VERARBEITUNG: Druckzentrum Neumünster, JAHRESBEITRAG: 15,– Euro, SPENDENKONTO: IBAN DE77 5206 0410 0000 1113 33 EVANGELISCHE BANK, BIC GENODEF1EK1. Mit Namen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors/der Autorin und nicht unbedingt die Ansicht des herausgebenden Werkes wieder. Die Redaktion behält sich vor, Manuskripte redaktionell zu bearbeiten und gegebenenfalls zu kürzen. Gendergerechte Sprache wenden wir in dieser Publikation an, indem wir u. a. abwechselnd die männliche und weibliche Form benutzen. Gedruckt auf TCF – total chlorfrei gebleichtem Papier.

Jugend von heute – was heißt das eigentlich?

Was sagen junge Menschen selbst über ihre Generation? Wie sehen sie ihr Verhältnis zu den Älteren?

Jannika Baars

Neulich las ich in der Zeitung wieder etwas von der heutigen „generationslosen Generation“, zu der man mich, 1998 geboren, wohl auch zählen würde. In dem Artikel ging es im Wesentlichen darum, dass der sogenannten Generation Y, die in etwa die Jahrgänge 1980 bis 2000 umfasst, eine Identität fehlt und sie sich von den Jugendlichen aus vorherigen Jahrgängen abhebt. Heutige Teenager seien weniger rebellisch, heißt es da, weniger bestrebt, sich von den eigenen Eltern abzugrenzen, etwa durch Musik, Drogen oder Szenekleidung. Das sei früher anders gewesen.

Im Zuge der 68er-Bewegung gab es den Aufstand gegen die Elterngeneration, gegen Autoritäten und Obrigkeiten, die per se misstrauisch beäugt wurden. Daneben verschiedene Jugendkulturen, die viel deutlicher als heute voneinander abgegrenzt waren. Es machte einen Unterschied, ob man Anhänger der Rolling Stones oder der Beatles war. Aus Geschichten meiner Mutter über ihre Jugend kenne ich noch die Kategorisierungen in Popper, Yuppies oder „Müslis“, was ich so in meiner eigenen Umgebung nicht wiederfinde. Natürlich gibt es auch heute noch Subkulturen wie Hip Hop, Fußballfans, Cosplayer, „Ökos“ oder „Hipster“ sowie viele der alten Jugendkulturen. Allerdings scheinen die Grenzen viel verschwommener und die Einteilung in verschiedene Gruppen nicht mehr so wichtig oder offensichtlich zu sein.

Eltern wollen keine Autorität sein, sondern auf einer Stufe mit ihren Kindern stehen

Dass die Bedeutung der Abgrenzung abgenommen hat, liegt auch an den Eltern, die heutzutage mehr um ein gutes und sogar freundschaftliches Verhältnis zu ihren Kindern bemüht sind. Viele moderne Eltern wollen für ihre Kinder keine Autoritätsperson verkörpern, sondern lieber ihre besten Freundinnen oder Freunde sein und emotional auf einer Stufe mit ihren Sprösslingen stehen. Diese fehlende Distanz zu den Eltern bringt sowohl Vor- als auch Nachteile mit sich: Zwar ist eine harmonische Beziehung zwischen beiden Seiten natürlich sehr angenehm, erschwert es Jugendlichen allerdings gleichzeitig, ihren eigenen Weg zu finden und sich vom Elternhaus abzunabeln. Dies kann ich auch aus eigener Erfahrung bestätigen. So ist es bei Mama zuhause einfach immer noch am schönsten, wohingegen das Alleinwohnen anstrengender und mit weniger „Service“ wie Wäsche waschen, Kochen und Putzen verbunden ist.

Dass die Teenager heute weniger aufsässig sind als früher, mag auch daran liegen, dass wir weder den Krieg noch die Nachkriegszeit direkt mitbekommen haben. Im Großen und Ganzen ist die heutige Jugend wohlbehütet mit einem Dach über dem Kopf und genug zu essen aufgewachsen und muss sich keine großen Gedanken über die Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse machen. Viele von uns sind bestens ausgebildet, haben studiert und bereits in jungen Jahren durch Reisen mit den Eltern oder später durch Austausch- und Freiwilligenprogramme viel von der Welt gesehen. Mit lässiger Wischbewegung über Tablett oder Smartphone scheint man heute mühelos vieles erreichen oder ändern zu können: Filme, Musik, Beziehungen, und sogar Freunde. Anstrengend klingt das nicht. Wir wissen nicht, wie es sich anfühlt zu hungern oder zugebombt zu werden, sondern leben in einigermaßen stabilen Verhältnissen. Der Mehrzahl der Jugendlichen fehlt es nicht an materiellen Dingen, weshalb auch der Drang zur Veränderung oft ausbleibt. Schnell wird die eigene Lebenssituation für selbstverständlich gehalten, was eine gewisse Maßlosigkeit befördert und gleichzeitig die Dankbarkeit für kleine Dinge verringert.

Vielleicht ist die Notwendigkeit, etwas ändern zu müssen, nicht so offensichtlich?

Auch für politische Ideale einzustehen ist weniger angesagt als noch vor einigen Jahrzehnten. Die Wahlbeteiligung und generell das politische Interesse junger Leute sinkt. Auch dies ist ein Fakt, den ich an mir selbst beobachten kann: Auch wenn mich an unserem Wirtschafts- und Gesellschaftssystem einiges stört, ist es mir doch zu müh-

Foto: LWB (1)

Kommunikation jedes Mal anders.

(Fotos v. l. n. r.) 1968 war das Jahr der Studentenrevolten und der engagierten Diskussionen zwischen Studierenden und Politikern.

Die Generation Y ist immer online. Sie gehört zu den „Digital Natives“, zur ersten Generation, die mit mobiler Kommunikation und Internet aufgewachsen sind.

Nie zuvor waren so viele junge Menschen international so vernetzt.

sam, mich in die Materie wirklich einzuarbeiten und meine Stimme laut zu machen. Vielleicht ist die Generation Y tatsächlich resignierter als vorangegangene Jahrgänge, weil sie keine Perspektive sieht, etwas grundlegend verändern zu können oder auch die Notwendigkeit dafür nicht so offensichtlich vorhanden ist. Uns geht es dafür vielleicht noch einfach „zu gut“ im Konsumparadies. Zwar besteht heute eine enorm umfassende Bandbreite an Initiativen und Projekten, für die man sich engagieren kann. Jedoch wirkt gerade die Fülle dieses Angebots gleichzeitig auch überfordernd. Man müsste sich mit jedem einzelnen Thema intensiv beschäftigen, um herauszufinden, welche Form des Engagements denn die richtige für einen ist, welches Anliegen überhaupt das persönlich wichtigste ist, und sich dann für einige wenige Projekte entscheiden. Dies kostet natürlich Zeit und manch einer fühlt sich von den immensen Möglichkeiten schlichtweg erschlagen, weshalb man dann vielleicht stattdessen gar nichts tut.

Das alles soll nicht heißen, dass keine starken und sehr aktiven Jugendbewegungen und -initiativen existieren, die ich auch gerade in meinem studentischen Umfeld antreffe. Aber die breite Masse begehrt nicht gegen ihre Eltern, politische Entscheidungen oder das kapitalistische System auf. Wir haben keine Kriegszeiten miterlebt, sind dafür aber als „Digital Natives“ im Zeitalter des Internets geboren.

Viele junge Leute haben kaum noch regelmäßigen Kontakt zu älteren Menschen

Die Welt meiner Großmutter ist eine ganz andere. Mit einem offensichtlichen Wertewandel der Generationen hat sich auch das Verhältnis zwischen Alt und Jung geändert: Viele junge Leute haben kaum noch einen regelmäßigen Kontakt zu älteren Menschen. Die Großeltern gehören in den meisten Fällen nicht mehr zum direkten Familienumfeld wie früher oder wie heute noch in vielen anderen Kulturen. Die Wohnformen haben sich im letzten Jahrhundert stark verändert. Viele junge Familien leben und arbeiten in der Stadt, wo sie sich nur kleine Wohnungen leisten können. Statt mit ihren Kindern und Enkeln unter einem Dach zu wohnen, werden heute also viele ältere Menschen in Seniorenunterkünften betreut.

Hinzu kommt der demographische Wandel: Die Menschen werden wegen des medizinischen Fortschritts immer älter, während immer weniger Babys geboren werden. Auf Dauer führt dies dazu, dass künftige Generationen mehr arbeiten müssen, um so rechnerisch gesehen für die Rente von immer mehr alten Menschen aufkommen zu können. Darunter leidet auch die Generationengerechtigkeit, da beide Seiten unzufrieden sind: Die Jungen müssen viel arbeiten und die Alten bekommen deutlich weniger Rente: Nach einer aktuellen Studie des Deutschen Instituts für Wirtschafts-forschung wird im Jahr 2036 jeder und jede fünfte 67-Jährige von Altersarmut betroffen sein. Andererseits werden ältere Menschen durch eine längere Lebensspanne auch gleichzeitig mehr Zeit für Dinge haben, die nicht in den vollen Terminkalender der Jungen passen. Gleichzeitig bleibt mehr Zeit für gegenseitigen Austausch und Begegnungen. Wenn die geschenkten Jah-re also nicht nur als Freizeit ausgelebt, sondern auch zu einer sozialen Zeit werden, kann es auch als Glücksfall für die jüngere Generation angesehen werden.

Von Großeltern mehr über die eigenen Wurzeln erfahren

Wie also steht es nun um die Generation Y und um das Verhältnis zwischen Jung und Alt im Jahr 2018? Einerseits sind heute die Grenzen zwischen den Generationen in der Zeit des Aufwachsens verschwommener und das Verhältnis zwischen Kind und Erwachsenem ein anderes als früher. Andererseits treten diese Grenzen später schärfer hervor, in Anbetracht der gegenseitigen Entfremdung durch die räumliche Distanz. Hier ist die Hemmschwelle zum einen durch den fehlenden regelmäßigen Austausch miteinander und zum anderen durch die ganz verschiedenen Lebensrealitäten sehr hoch. Beiderseits ist die Beziehung häufig von Unverständnis und Unsicherheit geprägt, was ich selbst sehr schade finde.

Denn ich denke, dass die Generationen eine ganze Menge voneinander lernen können und beidseitig sehr wertvolles Wissen bereithalten – vor allem der Erfahrungsschatz der Alten ist unbezahlbar: So haben Zeitzeugenberichte, etwa aus der NS-Zeit, eine ganz andere, viel persönlichere und eindringlichere Wirkung als es der Geschichtsunterricht je vermitteln könnte. Viele Weisheiten und Fähigkeiten unserer Großeltern sind auch auf heutige Zeiten übertragbar und können auch für uns sehr hilfreich sein. Zudem ist ein Gespräch mit den eigenen Vorfahren eine kostbare Möglichkeit, etwas über unsere eigenen Wurzeln und unsere Herkunft zu erfahren. Darüber, wie es „vor uns“ in der Welt aussah, wie die Menschen damals gedacht und welche Werte sie geprägt haben. Die Älteren wiederum können von der Weltoffenheit und Neugier der Jugend profitieren und durch sie auf dem Laufenden bleiben. Es ist völlig natürlich, dass das eigene Weltbild mit zunehmendem Alter festgefahrener und unflexibler wird – da kommen etwas frischer Wind und neue Perspektiven und Ideen, die Welt zu gestalten, gerade recht.

Ein Austausch ist also dringend nötig – bevor wir die Möglichkeit von gegenseitigen Zeitzeugenberichten aus verschiedenen Welten nicht mehr wahrnehmen können.

Jannika Baars *(20) studiert Umweltwissenschaften in Lüneburg. Von 2016 bis 2017 hat sie ein Freiwilliges Ökologisches Jahr im Zentrum für Mission und Ökumene absolviert.*

Fotos: Wikimedia (1), AdobeStock (1), iStock (1), C. Wenn (1)

Generation Y

Zur Generation Y gehört die Bevölkerungsgruppe, die (je nach Auslegung) im Zeitraum von 1980 bis 2000 geboren wurde und auf die Generation X folgt. Der Begriff tauchte zum ersten Mal 1993 in einer Marketingzeitschrift auf. Diese Generation wird je nach Quelle auch als „Millennials“ bezeichnet. Die Generation Y gilt im Allgemeinen als gut ausgebildet, meist mit Hochschulabschluss, und gehört zu den Digital Natives, zur ersten Generation, die in einem Umfeld von Internet und mobiler Kommunikation aufgewachsen ist. Sie ist stärker international vernetzt und vielsprachiger als frühere Generationen. Die Wirtschaftsjournalistin Kerstin Bund versucht, das Arbeitsverhalten der Mitglieder dieser Generation in Deutschland zu beschreiben, wobei sie sich teilweise auf die Shell Jugendstudie stützt. Demnach fordert diese Generation eine Berufswelt, die mehr im Einklang mit ihren Bedürfnissen steht. Ihre Lebensläufe sind weniger gradlinig, was zu mehr Stress, aber auch zu mehr Freiheit führt. So sei den Jungen die Freude an der Arbeit wichtiger als der Status. Sie wollen einen Beruf, der Sinn macht und ihm nicht mehr alles unterordnen. Sie wünschen sich die Möglichkeit zur Selbstverwirklichung sowie mehr Zeit für Familie, Freunde und Freizeit. Viele seien heute mehr an der Sache interessiert als an der Macht. So arbeite diese Generation lieber in Teams statt in ausgeprägten Hierarchien. Das bedeute aber nicht, dass die Generation weniger leistungsbereit sei. Soziologen beobachten sogar, dass Tugenden wie Fleiß und Ehrgeiz seit Mitte der 90er Jahre enorm an Bedeutung gewonnen haben. Leistung wird jedoch nicht mehr nur an beruflichen Erfolgen bemessen, sondern auch an anderen Lebensleistungen. Natürlich gehören zur Generation Y nicht alle nach 1980 Geborenen. Es sind vor allem jene gut Ausgebildeten, die behütet und relativ begütert aufgewachsen sind. Die Charakteristika der Generation Y treffen also nur auf einen Teil der jungen Erwachsenen zu, so wie in der Generation der „68er“ nicht alle typische 68er waren. Soziologen sehen die große Chance, dass privilegierte Vertreter der Y-Generation in der Berufswelt Standards zu setzen könnten, von der später auch weniger Privilegierte profitieren. Dann könne ein Elitephänomen zu einer Breitenbewegung werden, die immer mehr Bereiche umfasst.

Kehrt nicht zurück zu alten Denkmustern!

Was können die Jungen von älteren Generationen lernen und umgekehrt: die Älteren von den Jungen? ***Sophie Plautz*** hat darüber mit ihrer Oma gesprochen.

Aus Erzählungen der Großeltern können Enkel viel lernen: zum Beispiel wie man für Werte kämpft, weil diese Generation noch genau weiß, was es heißt, in einem Unrechtsstaat zu leben.

Wie jeden Donnerstagnachmittag sitze ich bei meiner Oma in Pinneberg im Wohnzimmer. Wir essen Kuchen und trinken eine Tasse Kaffee. Dabei unterhalten wir uns öfter mal über aktuelle politische und gesellschaftliche Themen. „Ich habe letztens in der Zeitung eine aktuelle Wahlumfrage gelesen. Hast du gehört, wie viel Prozent die AfD heute bundesweit erreichen würde?“, frage ich meine Oma. „Ja, laut Prognose liegt sie im zweistelligen Bereich. Um Himmels Willen, warum sind die Menschen heutzutage so unzufrieden, dass sie die AfD wählen?“, fragt sie zurück, um dann gleich fortzufahren: „Wenn ich überlege wie ich damals aufgewachsen bin und den Krieg miterleben musste... Hätten die heutigen AfD-Wähler das Ganze miterlebt, dann würden sie jetzt anders denken“. Sie bedauert, dass der Bezug zu unserer Geschichte oftmals verloren gegangen ist. „Schade, dass viele, die sich gesellschaftlich abgehängt fühlen und teilweise um ihre Existenz fürchten müssen, glauben, dass ihnen ausgerechnet die AfD helfen kann. Die Schuld für Armut bei den Ausländern zu suchen, ist doch absurd!“, sagt sie entrüstet. „Es ist gut, dass Deutschland heute ein Einwanderungsland ist. In meiner Kindheit war es umgekehrt, da waren wir Flüchtlinge und froh, dass wir aufgenommen wurden.“

Die junge Generation sollte sorgsam mit dem umgehen, was sie hat

Ich gebe meiner Oma recht und frage dann, was sie sich eigentlich von der jungen Generation wünscht: „Ihr gebt die Verantwortung ja langsam an uns ab. Wir müssen jetzt unser Land und die Gesellschaft gestalten. Was sollten wir von euch lernen und was erwartest du von uns?“

Zu dieser Frage hat sich meine Oma viele Gedanken gemacht. Ein Punkt lag ihr besonders am Herzen. Die junge Generation solle dankbar für ihr jetztiges Leben sein und sorgsam mit dem umgehen, was sie hat. Dies wertzuschätzen, genug Essen auf dem Teller, eine warme Wohnung zu haben und ein Leben in Frieden zu führen, das findet sie besonders wichtig. Die junge Generation solle mit diesem materiellen Wohlstand auch umsichtig umgehen. Ihrer Meinung nach bestehe die Gefahr einer „Wegwerfgesellschaft“. „Man sollte lieber eine qualitativ hochwertige und fair gehandelte Jeans kaufen, die zehn Jahre hält, statt sich jeden Monat eine billige Discounterhose zu kaufen, die dann weggeschmissen wird. Geiz ist NICHT geil.“

Meiner Oma ist auch wichtig, dass die Jungen von den Älteren lernen, Achtung vor Senioren zu haben. Früher sei das „richtige Benehmen“ durch strenge Erziehung vermittelt worden. Dass das heute milder abläuft, finde sie gut. Dennoch solle Kindern Höflichkeit und ein respektvoller Umgang gegenüber ihren Mitmenschen beigebracht werden. Außerdem sollten Ehrenämter viel stärker gewürdigt werden. „Oft sind ehrenamtliche Tätigkeiten wie richtige Berufe, nur ohne Bezahlung“, meint sie.

Schließlich hat meine Oma eine politische Erwartung an junge Leute: Nach dem Zweiten Weltkrieg habe ihre Generation sich – erst unter der Führung der Alliierten und später eigenständig – bemüht, eine internationale politische Ausrichtung zu etablieren. Die EU wurde gegründet, Grenzen wurden abgeschafft, Regelungen wurden international verankert und es entstand ein weltoffenes Deutschland. Nun liege es an der jungen Generation, auf dieser Basis das Land und die Welt weiter zu gestalten, so meine Oma. Der Trend zu einem neu erstarkenden Nationalgedanken müsse dabei besonders kritisch gesehen werden. Ihr klarer Appell an die Jungen: Geht nicht zurück zu alten Gedankenmustern!

Es gibt aber auch Dinge, die sie selbst von der jüngeren Generation gelernt hat. Zum Beispiel, dass Homosexualität als etwas Normales angesehen wird. Auch begrüßt sie, dass eine Scheidung nicht mehr den starken negativen Stellenwert von früher hat. Sie sieht es positiv, dass sich vor allem auch Frauen scheiden lassen können, ohne dass es zu großen finanziellen Problemen kommt oder sie gesellschaftlich verachtet werden. Erstrebenswert sei eine Scheidung ihrer Meinung nach aber nicht. Deshalb wünscht sie (sich), dass die Ehe wieder mehr geschätzt werde und Ehepartner erst einmal alles dafür tun sollten, um eine Trennung zu vermeiden. Denn nicht umsonst hieße es vor der Eheschließung „wie in guten, so in schlechten Zeiten“.

Während meine Oma sich überwiegend damit beschäftigt hat, was sie sich von der jungen Generation wünscht, habe ich nun meinen Fokus auf die Frage gelegt, was ich als Angehörige der jungen Generation von den Älteren lernen kann.

Von Älteren kann ich lernen, gegen Ungerechtigkeit auf die Straße zu gehen

So schließe ich mich den Wünschen meiner Oma für uns Jüngere grundsätzlich an. Ich würde sie allerdings noch erweitern. Auf jeden Fall sollten wir wertschätzen, in was für eine wertvolle Welt mit guten Bedingungen wir hineingeboren wurden. Wir haben bürgerliche Freiheits- und Menschenrechte, eine funktionierende Wirtschaft und eine stabile Bundespolitik. Uns wurde der Grundstein für ein gutes Leben gelegt und wir haben im Vergleich zu anderen Generationen wahrscheinlich die größten Möglichkeiten, unser persönliches Leben bestmöglichst zu gestalten. Dadurch haben wir allerdings auch eine gewisse Verantwortung. Sie besteht darin, unsere Freiheiten und Werte, die die älteren Generationen für uns erkämpft haben, zu sichern und vielleicht sogar zu verbessern. Was wir deshalb von den älteren Generationen lernen können ist, für unsere Rechte und unsere Forderungen an die Politik zu kämpfen. Von den Älteren können wir lernen, bei Dingen, die uns ungerecht vorkommen, auf die Straße zu gehen. Wir müssen lernen, dass durch Nichtstun nichts erreicht wird. Im Moment kommt es mir manchmal vor, als wenn sich meine Generation darauf ausruht, was die Älteren für uns erreicht haben. Ich sehe noch zu wenig politisch-engagierte oder zumindest politisch-denkende junge Leute, die sich über schlechte Entwicklungen aufregen. Bei Amazon wird gekauft, weil es billiger und bequemer ist, obwohl jeder weiß, dass es kleine Läden zerstört. Wenn eine Eilmeldung von Spiegel Online auf dem Smartphone erscheint, die beinhaltet, dass die deutsche Regierung Waffen nach Syrien verkauft, dann ist spätestens nach dem nächsten niedlichen Katzenvideo die Aufregung darüber verpufft. Vielleicht ist den jungen Leuten egal, was in der Welt passiert, solange es sie nicht selbst betrifft. Vielleicht fehlt auch einfach die Motivation, etwas zu tun, weil es einem selbst gut geht. Vielleicht weiß unsere Generation auch gar nicht, wie man sich wirklich für etwas einsetzt, weil sie es noch nie musste. Was uns aber bewusst sein sollte: Unser Leben kann sich ganz schnell verändern, wenn wir die Entwickung nicht im Blick behalten und wir nichts gegen Ungerechtigkeiten unternehmen. Durch dauerhaftes Verdrängen und Wegsehen kann langsam ein Schaden entstehen, den man nicht mehr rückgängig machen kann. Das alles können wir aus der Geschichte und von Erzählungen der Generationen lernen, die das schon einmal erleben mussten.

Fotos: C. Plautz (2)

Sophie Plautz *(21) studiert Politikwissenschaften und Geschichte in Kiel und war Praktikantin im Zentrum für Mission und Ökumene.*

Fulbert Steffensky
(84) ist Schriftsteller und emeritierter Professor für Religionspädagogik an der Universität Hamburg. Er lebt heute in Luzern.

Wir sind unseren Enkeln unser Alter schuldig

Was Enkel und Großeltern einander geben können

Fulbert Steffensky

Der Brief einer Freundin, sie hat ein Enkelkind: „Als ich einmal das Glück hatte, mit Paul ein paar Stunden allein zu sein“, schreibt sie, „waren das wirkliche Sternstunden. Ich durfte mit ihm auf seiner riesigen Matratze Mittagsschlaf halten. Ich tat, als ob ich schlief. Mit seinem Betttuchzipfel spielte er in meinem Gesicht, zarter als zart, es kitzelte. Dann spürte ich plötzlich ein feuchtes kühles Küsschen auf meinem Mund. Da bleib mal ruhig!“ Wenn dies keine Liebesgeschichte ist! Jeder Großvater, jede Großmutter kennt die Lust, Geschichten von den Enkeln zu erzählen. Großeltern sind Angeber und Übertreiber, und das ist das beste Zeichen ihrer Liebe. Bei meiner Frau und mir gab es eine Art Wettstreit der Liebe. Wenn sie eine Geschichte erzählte, sagte ich manchmal: das ist meine Geschichte, und ich habe das mit den Kindern erlebt! Und ihr ging es genauso.

Warum werden die Großeltern von der Gesellschaft plötzlich entdeckt?

Als ich über das Verhältnis von Großeltern und Enkeln nachzudenken begann, hatte ich angenommen, dass die Zeit der Großeltern vorbei sei; dass der Bruch der Traditionen auch den Bruch in der Generationenkette zur Folge hätte. Ich hatte angenommen, dass in der Welt der Klein- und Zweigenerationenfamilie die Großeltern unsichtbar würden. Dann schaute ich ins Internet, und es war atemberaubend, was mir an Großeltern-Enkel-Themen und Angeboten entgegenpurzelte: Ratgeberbücher, Handbücher für Großeltern, Tagungen für Großeltern, Ferienangebote für Großeltern und ihre Enkel, Diskussionen über die Rechte der Großeltern. Hat die Zeit der Großeltern erst angefangen? Warum werden sie von der Gesellschaft plötzlich entdeckt? Und was war früher anders?

Meine Großeltern, geboren 1845 und 1864, hatten 59 Enkelkinder. 59! Mit Matratze, Mittagsschlaf und Küsschen war da nicht viel. Außerdem kam dazu, dass die Leute damals unendlich viel gearbeitet haben. Weder für ihre Kinder noch für die Enkel blieb viel Zeit. Geborgen war man in der Wärme des Rudels, dazu gehörten die Geschwister fast mehr als die Eltern und Großeltern. Im Gegensatz zu früher erleben viele Großeltern von heute ihre Enkel 20 oder gar 30 Jahre – also fast ein Drittel ihrer eigenen Lebenszeit sind sie Großeltern. Enkelkinder machen ihre Großeltern jünger, alberner und verliebter. Als ich vielleicht 55 Jahre alt war, sagte eine Schaffnerin im Zug zu mir: „Opa, sie haben sicher eine Seniorenkarte.“ Es gab mir einen Stoß. Am nächsten Tag ging ich mit meinem dreijährigen Enkel spazieren, und wir alberten herum. Eine Dame fragte: „Wie alt ist Ihr Sohn eigentlich?“ Mein Gleichgewicht war wieder hergestellt.

Es genügt nicht, wenn wir im Harmoniebedürfnis jeden Konflikt ersticken

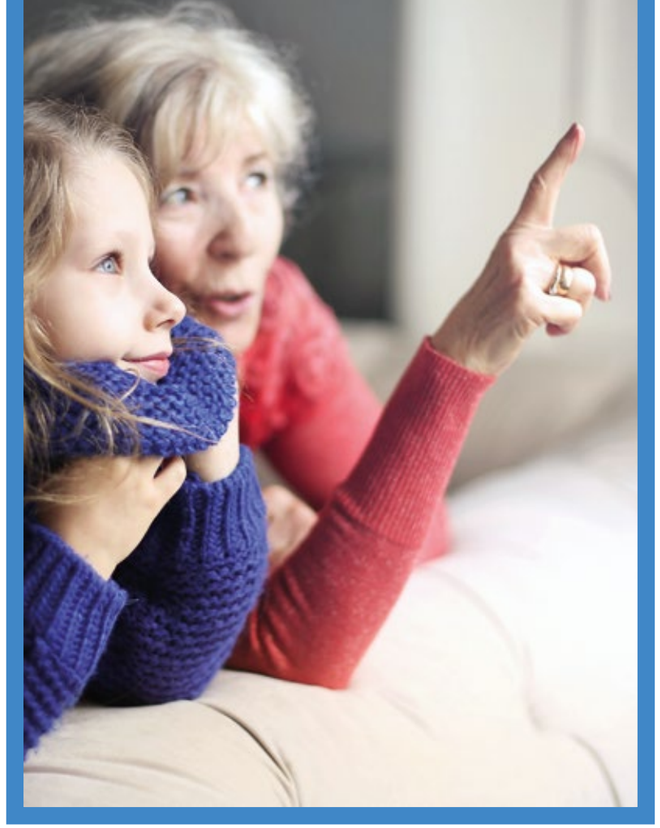
Ich befragte auch meine damals fünfjährige Enkelin: „Charlotte, was meinst du, wozu braucht man überhaupt Großeltern?“ „Um sie lieb zu haben!“, antwortete sie. Ich: „Wie sollen Großeltern eigentlich sein?“ Sie sagte: „So wie du! Und jetzt lass die albernen Fragen und spiel mit mir Mensch-ärger-dich-nicht!“ Was ich ge-tan habe! Sie behandelte mich wie ihresgleichen, und ich ließ mich so behandeln. Es ist einerseits schön, dass die Rollen so durchbrochen sind. Andererseits: Bin ich nicht manchmal meinen Enkeln mein Alter schuldig? Vor einigen Jahren traute ich eine Freundin unserer Familie, und während des Gottesdienstes sah ich, dass unser Enkel Miguel, im Teenageralter, in einem Buch las. Ich fragte ihn später, was er da gelesen habe. „Einen Krimi!“, sagte er. Ich lächelte gequält, liberal und ergeben, und ich schwieg. Später fragte ich mich: Was tue ich eigentlich dem jungen Mann an, wenn ich ihm meine Meinung vorenthalte? Ich sprach mit ihm: „Migu, ich finde es feige und respektlos, wenn du während des Gottesdienstes einen Krimi liest. Respektlos: Du respektierst nicht, was anderen wichtig ist. Feige: du wagst es nicht wegzubleiben, wenn dir dieser Gottesdienst nichts bedeutet.“ Er sagte, er habe ja nicht während meiner Predigt gelesen. Ein geringer Trost. Irgendwann sagte er: „Opa, ich muss mit dir reden. Du hast mich feige und respektlos genannt. Es hat mich sehr getroffen, und du hast recht.“ Dieses Gespräch hat uns einander sehr nahe gebracht. Was hätte ich ihm vorenthalten, wenn ich geschwiegen hätte! Es genügt nicht, dass wir in schwächlichem Harmoniebedürfnis jeden Konflikt ersticken. Vielleicht steckt ein Stück Todesangst darin, dass wir immer und unter allen Umständen von den Enkeln geliebt werden wollen.

Wir lehren, was Vergänglichkeit ist

Wir lehren unsere Enkelkinder, was Vergänglichkeit ist. Sie sehen, wie unser Gehör und unsere Augen schlechter werden; wie wir dieses und jenes nicht mehr essen dürfen; dass wir vergesslich werden (diese große Unverschämtheit, die uns angetan wird!); dass wir unseren ersten Schlaganfall haben und schließlich, dass wir sterben. Welche illusorische Welt wäre es, wenn unsere Enkel nur die Welt der Jungen, Starken, Berufstätigen, Lebenstüchtigen und Schönen erlebten. Unsere Hinfälligkeit ist die letzte Lehre, die wir den Enkeln geben. Es ist keine leichte Lehre, wie den Tod zu lernen, keine leichte Lehre ist.

„Im Gegensatz zu früher erleben Großeltern ihre Enkel heute 20 oder gar 30 Jahre.“

Das Foto entstand in der Gemeinde Barnstedt 1957.



„Welche illusorische Welt wäre es, wenn unsere Enkel nur die Welt der Jungen, Starken, Berufstätigen, Lebenstüchtigen und Schönen erlebten.“

Fotos: epd (1), Bundesarchiv, Bild 183-46103-0002 / CC-BY-SA 3.0 (1), Shutterstock (1)

Lucie Wank (19) *absolviert zur Zeit ihr Freiwlliges Ökologisches Jahr in der Infostelle Klimagerechtigkeit im Zentrum für Mission und Ökumene.*

Wie finde ich meinen Sinn im Leben?

Viele stehen nach dem Abitur vor der Frage: Was mache ich jetzt? Die Möglichkeiten scheinen unendlich, alle wollen die richtige Wahl treffen. In der Situation ist der Rat der Eltern wieder gefragt, meint ***Lucie Wank.***

Die Frage nach dem Sinn des Lebens stellt sich jeder Mensch mindestens einmal im Leben. Wenn nicht sogar regelmäßig. Doch die Frage, die ich mir gerade stelle, lautet: Wie finde ich meinen Sinn im Leben? Im letzten Jahr habe ich Abitur gemacht und im Sommer endet mein freiwilliges ökologisches Jahr, da frage ich mich: Wie geht es weiter? Zunächst stand fest, dass ich nicht direkt studieren möchte. Also absolvierte ich zunächst einen Freiwilligendienst. Ein Jahr eine sinnvolle Tätigkeit in einem Themenbereich ausüben, der einen interessiert. Das scheint eine gute Voraussetzungen zu sein, um sich bei der Wahl eines geeigneten Berufsfeldes besser orientieren zu können. Doch das Jahr ist bald um und ich weiß immer noch nicht wirklich weiter. Da ich mir in zwölf teils nervenzerreißenden Jahren meine Hochschulzulassungsberechtigung verdient habe, ist klar, dass ich studiere. Mache ich es mir so einfach und wähle das Offensichtliche, das Studium? Eine interessante Ausbildung wäre auch eine Möglichkeit. Mit Abitur stehen mir quasi alle Türen offen. Ich muss zugeben: das ist schon ein tolles Gefühl. Ich habe freie Wahl zwischen unterschiedlichsten Studiengängen und dazu noch einen bunten Strauß an unzähligen Ausbildungsberufen. Sollte ich mich doch freuen, diese Möglichkeiten zu haben! Doch genau hier hört es auf: Es sind zu viele Möglichkeiten. Hinzu kommt, dass ich mich für diverse Dinge interessiere. Was fällt dann weg? Ich fühle mich fast erschlagen von all den Angeboten und Möglichkeiten.

Es hilft, wenn man das Gefühl hat, dass man nicht allein ist: Ich kann die Welt nicht von einem auf den anderen Tag ändern. Ich kann aber Teil einer großen Bewegung sein.

Damit bin ich nicht allein. Spreche ich mit anderen 19-Jährigen darüber, dann fällt auf: sie sind genauso ratlos. Ich kann behaupten, dass ich im Allgemeinen ziemlich genau weiß, was ich möchte, was meine Interessen und meine Stärken sind. Von Jugendlichen in meinem Alter wird erwartet, schon genau zu wissen, was sie wollen. Wenn ein Abiturient stolz sagen kann, dass er BWL studieren und dann in der Firma seines Vaters erfolgreicher „Business-Marke-ting-Education-Manager“ werden möchte, dann scheint er auf dem richtigen Weg zu sein. Doch die meisten in meinem Alter haben noch keine so klaren Vorstellungen. Doch man sollte sich nicht von dem fast überfordernden Angebot entmutigen lassen. Das Wichtigste ist, sich erstmal einen Überblick zu verschaffen und dann einzugrenzen: was sind meine Interessen und Stärken? Wir besuchten unzählige Messen und Veranstaltungen, um hinterher über die vielen Möglichkeiten staunen zu können. Aber was wir danach nicht sagen konnten: Super, nun weiß ich, was ich mache. Die Frage nach dem „was“ bleibt. Die Frage nach dem „was“ heißt für mich nicht nur „was lerne ich?“, sondern auch ein Stück weit „was möchte ich mit meinem Leben machen?“ Obgleich ich noch jung bin, stelle ich mir diese große Frage schon jetzt. Der Grund ist wohl eine große Ungewissheit. Die Ungewissheit darüber, was auf mich zukommt.

Fotos: C. Wenn (1), L. Wank (1)

Ich stehe heute vor ganz anderen Entscheidungen als meine Eltern damals

Wenn ich eine Entscheidung getroffen habe, war sie dann richtig? Fragen über Fragen. In so einer Situation bitten viele um elterlichen Rat. Also tat ich das auch. Meine Eltern haben beide nicht studiert, also können sie mir keine direkten Tipps für mein Studium geben. Aber dennoch mussten beide, als sie in meinem Alter waren, den gleichen Weg gehen. Sie standen an derselben Kreuzung wie ich gerade – und waren eventuell genauso ratlos. Doch es scheint, als seien meine Eltern und ich in so verschiedenen Generationen aufgewachsen, dass die Lage nicht vergleichbar ist. In den letzten Jahren hat die Zahl der Studiengänge und Ausbildungsberufe enorm zugenommen. Bei meinen beiden Elternteilen hat sich zudem die Berufswahl weniger interessenbezogen, sondern vielmehr zweckmäßig ergeben. Meine Mutter ist früh von zu Hause ausgezogen und begann eine Ausbildung, um ihren Lebensunterhalt zu finanzieren. Mein Vater hat das Abitur nicht geschafft, wofür er sich jahrelang Vorwürfe machte. Doch rückblickend stellt er fest, dass er für sich die richtige Berufswahl getroffen hat und damit glücklich ist. Seine Eltern haben immer gewollt, dass er Arzt oder Rechtsanwalt wird, doch er selbst bezweifelt, dass er damit glücklich geworden wäre. Meine Eltern haben mir schon immer die Freiheit gegeben, mich frei zu entwickeln. Auch mein Interesse für den Umweltschutz und Fragen rund um den Klimawandel kamen von mir. Das kritische und hinterfragende Beurteilen habe ich allerdings von meinem Vater mitbekommen, worüber ich sehr froh bin. Diese Denkweise, nicht immer alles hinzunehmen, mag auch ein Grund sein, der nicht immer alles einfacher macht, wenn es zum Beispiel um die Wahl meines Studiums geht. Doch gerade für die richtige Entscheidung mag diese Eigenschaft hilfreich sein. Ich habe das Bedürfnis, später einen Beruf mit Sinn auszuüben. Er soll sowohl sinnvoll für mich sein als auch für andere Menschen – und die Umwelt. Andere in meinem Alter setzen da eventuell andere Prioritäten. Für sie wäre es vielleicht die größte Erfüllung, Chef eines angesehenen Unternehmens zu werden. Doch ehrlich gesagt kommt auch mir, als alternativ denkende und gesellschaftskritische Person, der Gedanke: ich sollte mit meinem Beruf genug Geld verdienen. Mein Job muss mich nicht reich machen, aber er sollte zum Leben reichen. Stehe ich zu dem, was ich kann und wofür ich brenne, oder suche ich mir einen Job, mit dem ich später gut verdienen kann und der mir die besten Aufstiegsmöglichkeiten gibt? Im besten Fall kann er mir beides geben.

Ich möchte einen sinnvollen Beruf, der Spaß macht – und nebenbei noch die Welt retten

Meine Eltern können mir vielleicht keine praktischen Ratschläge für das Studium geben. Ich weiß aber, dass sie mich auf meinem Weg unterstützen und mir tatkräftig zur Seite stehen werden, wie sie es die letzten Jahre auch getan haben. Ich bin froh, dass meine Eltern mir freie Entfaltungsmöglichkeit geben, anstatt mir wärmstens ans Herz zu legen, „auch Rechtsanwalt wie der Papa zu werden“. Ich habe das große Los der freien Entscheidung gezogen und damit auch: Ratlosigkeit. Doch es gibt Hoffnung: In letzter Zeit treffe ich immer wieder auf Leute, die nun schon länger im Berufsleben stehen und deren Tenor lautet: Letztendlich hat jeder irgendwie seinen Weg gefunden und ist über Umwege ganz woanders gelandet als anfangs geplant. Das beruhigt mich. Bis dahin höre ich auf mein gutes altes Bauchgefühl und treffe meine Entscheidung für ein Studium. Ich lasse die Dinge auf mich zukommen und sollte lernen demütiger zu sein. Ich kann nicht alles vorhersehen und die Welt auch nicht an einem Tag ändern. Ich kann aber meinen Beitrag leisten und Teil einer großen Bewegung sein. In diesem doppelten Sinne heißt das: Ich bin nicht allein. Sowohl was meine aktuelle Planlosigkeit für die Zukunft angeht, als auch in Bezug auf die Rettung der Welt. Ich stehe nun vor der Herausforderung eine Arbeit zu finden, mit der es Spaß macht, meinen Sinn im Leben zu erfüllen und möchte ganz nebenbei noch die Welt zu retten. Puh. Da habe ich mir aber was vorgenommen…

Umwege machen das Leben ja erst lebendig

Wie kann man es schaffen, seinen Weg im Leben zu finden? Ältere können dabei ein Vorbild sein, findet ***Diego Grützmann***.

Heute wird uns oft vermittelt, dass unserer Generation alle Türen offen stehen. Dass wir alles machen können, wenn wir nur wollen. Auch wenn das natürlich nicht stimmt, diese Freiheit beflügelt. Aber sie ist auch überfordernd. Gleichzeitig wird suggeriert, dass man sich immer weiter verbessern muss, um bestehen zu können. Man muss absolut fit sein, im Kopf wie im Körper. Dieser Selbstoptimierungswahn hat inzwischen fast alle Bereiche erfasst. In der Werbung, den Medien und sozialen Netzwerken wird vermittelt, dass das, was man zu bieten hat, nicht reicht. Es scheint, als ob das Leben eine Rolltreppe ist, auf der man in Gegenrichtung hochläuft, und man sich immer anstrengen muss, damit es nicht abwärts geht. Die gesellschaftlichen Erwartungen – auch an uns selbst – sind also sehr vielschichtig. Alles scheint möglich und gleichzeitig gibt es viel Druck. Gerade weil die Freiheit so groß ist und wir so viele Wahlmöglichkeiten haben, liegt die ganze Verantwortung für die Konsequenzen einer Entscheidung bei uns selbst. Wenn wir eine Wahl treffen, entscheiden wir uns immer gegen etwas anderes. Die Angst, sich falsch zu entscheiden, ist stark. Bei mir kommt hinzu, dass ich in Brasilien geboren und in Deutschland aufgewachsen bin. Ich war zudem ein Jahr in Südafrika und habe eine Freundin, die aus den USA kommt. Ich habe erfahren, dass ich mich an verschiedenen Orten und in anderen Welten zuhause fühlen kann. Das macht die Entscheidung, wo ich später leben und arbeiten will, natürlich nicht leichter.

„Heute wird uns vermittelt, dass unserer Generation alle Türen offen stehen. Diese Freiheit beflügelt. Aber sie ist auch überfordernd.“

Vergleiche lenken nur von dem ab, worum es wirklich geht

Außerdem leben wir in einer Welt, die sich rasant entwickelt und ständig an Komplexität gewinnt. Auch die Werte sind nicht mehr eindeutig. Ich denke manchmal, es gewinnt gerade das an Wert, was man nicht hat. Für Menschen, die den Krieg oder die Nachkriegszeit noch erlebt haben, ist Sicherheit ein hohes Gut. Heute, wo viele meiner Generation in Deutschland genug zum Leben haben, wollen wir nicht nur für unseren Lebensunterhalt arbeiten. Wir wollen eine Arbeit, die Sinn macht und erfüllend ist. Ich habe mit vielen Leuten geredet, die mit dem was sie tun, unzufrieden sind, denen es aber schwer fällt, sich von Ihrer Tätigkeit loszueisen. Man hat oft ein Idealbild vom Leben und davon, was man machen will. Dabei wird man hineingezogen in die Konsumwelt, in das wiederkehrende Versprechen von Zufriedenheit durch den nächsten Kauf. Es findet zusätzlich noch ein ständiger Abgleich mit unseren Mitmenschen statt. Social Media befördert dies enorm, da findet der Vergleich nicht nur mit dem Nachbarn statt, sondern auch über Kontinente hinweg. Die Grenze nach oben wird immer unerreichbarer, und man wird immer unzufriedener – wenn man sich mitziehen lässt. Möchte ich den neuesten Status, das neueste Smartphone, die coolste Reise und die bestbezahlten Jobs? Dabei lenken diese Vergleiche doch nur von dem ab, worum es wirklich geht.

Meine wichtigste Frage lautet: Wie finde ich meinen Weg? Was kann ich sinnvolles tun? Das hatte ich auch gefragt, als mich mein Sozialökonomiestudium immer unzufriedener machte. Ich hatte mir eine Auszeit genommen und machte eine Wandertour auf dem Jakobsweg. Danach hatte ich den nötigen Abstand und konnte klarer sehen. Ich habe den Schnitt gewagt und eine Ausbildung zum Gesundheits- und Krankenpfleger begonnen. Damit bin ich heute sehr zufrieden. Täglich habe ich mit Menschen zu tun und das Gefühl, etwas zu tun, das sinnvoll ist. Allen, die in einer ähnlichen Situation stehen und sich entscheiden müssen, kann ich nur raten: Fangt einfach an. Geht los. In vielen Berufen kann man weit mehr von seinen Fähigkeiten einbringen, als man zunächst denkt. So ist in meinem Beruf neben Feingefühl im menschlichen Kontakt auch viel Kreativität und Organisationstalent gefragt.

Die Angst vor Konsequenzen führt oft dazu, passiv zu werden. Da hilft nur der Mut, auch Fehler zu machen. Wenn meine Entscheidung nicht gradlinig zum Ziel führt, na und? Dann ist das eben ein Umweg.

Vor Entscheidungen lerne ich von der Gelassenheit der Älteren

Meine Eltern, die jetzt wieder in Brasilien leben, haben mir übrigens für alle Entscheidungen ihren Segen gegeben. Das hatten sie selbst noch anders erlebt. Mein Vater war als zweitjüngster von acht Kindern in Brasilien auf einem Bauernhof aufgewachsen. Dort war klar, dass der Älteste den Hof bekommt. Den beiden jüngsten wurde dafür ein Studium finanziert. Das galt als Privileg, das man nutzen musste und nicht groß hinterfragt wurde. Der Einsatz für Bildung war hoch. Mein Vater war bereits als Kind mit dem Pferd mehrere Kilometer zur Schule geritten und später mit 12 Jahren von zuhause ausgezogen, um die weiterführende Schule besuchen und später studieren zu können. Familien haben in Brasilien auch heute noch eine weit bedeutendere Rolle als in Deutschland, deshalb haben dort die Älteren noch mehr Einfluss. Aber das ändert sich. Brasilien entwickelt sich auch in dieser Hinsicht in die gleiche Richtung wie Deutschland, wenn auch langsamer. In Deutschland habe ich manchmal das Gefühl, dass ältere Menschen sich eine Autorität erst erarbeiten müssen. Da fehlt der Grundrespekt. In Brasilien erlebe ich es anders. Dort gibt es zum Beispiel in Supermärkten sogenannte Prioritätskassen, an denen Schwangere und ältere Menschen bevorzugt behandelt werd en. Natürlich sollte sich der Respekt nicht nur an der Supermarktkasse zeigen, sondern im persönlichen Umgang.

Diego Grützmann *(23) ist in Brasilien geboren und lebt heute in Hamburg. Er macht derzeit eine Ausbildung zum Gesundheits- und Krankenpfleger. Er ist u.a. Mitglied im Lateinamerikaausschuss des Zentrums für Mission und Ökumene.*

Ich habe Respekt gegenüber Älteren, unabhängig von ihrer Leistung. Ich habe Achtung vor ihrer Lebenserfahrung und davor, dass sie uns aufgezogen haben. Wie viel ich von Älteren lerne, merke ich außerdem bei wichtigen Lebensentscheidungen oder beim Umgang mit Krisen. Aus ihrer Warte können sie einem ganz andere Dinge raten und anders zur Seite stehen als Gleichaltrige. Sie strahlen eine besondere Gelassenheit und Weitsicht aus und können helfen, Prioritäten vielleicht auch einmal anders zu setzen. Dadurch haben sie Einfluss, ohne dass sie sich direkt in meine Entscheidungen einmischen. So ist mein Vater auch für mich ein Vorbild, wenn es darum geht, sich mit Energie für ein Ziel einzusetzen. Von Älteren kann ich vor allem lernen, dass ein gelungenes Leben nicht aus geraden Linien besteht, die alle direkt zum Ziel führen, sondern aus vielen Umwegen. Gerade das führt dazu, dass ein Leben auch lebendig ist.

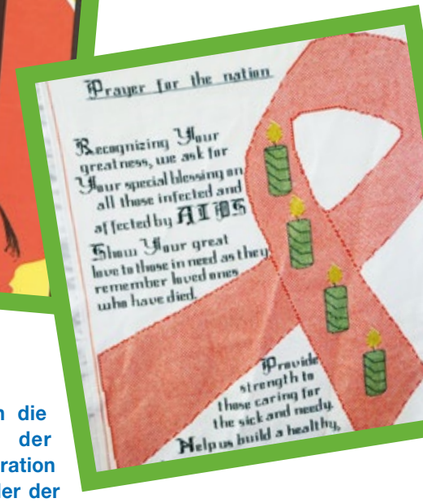
Von uns können die Älteren hingegen Flexibilität oder Aufgeschlossenheit lernen, auch gegenüber der Digitalisierung. Eigentlich müssten sich alle Generationen noch viel mehr füreinander öffnen. Das Voneinanderlernen ist keine Einbahnstrasse. Mein Leben und das vieler anderer ist voller Reichtum. Das meine ich jetzt nicht im materiellen Sinn. Nun geht es darum ihn zu verteilen, in dem Rahmen, in dem es mir möglich ist. Wir haben alle Erfahrungsschätze, die wir weitergeben können.

Protokoll: Ulrike Plautz

Fotos: PantherMedia/zentilia (1), Grützmann (1)

„Ich versuche meine Enkel für Ungerechtigkeiten zu sensibilisieren"

Was prägt das Verhältnis von jungen und älteren Frauen der Kirche? Darüber haben ***Flora Mennicken***, vom Frauenwerk und ***Elke Wrage***, seit Jahrzehnten ehrenamtlich in der Kirche aktiv, gesprochen.



Fotos: Bundesarchiv, B 145 Bild-F079098-0013 / CC-BY-SA 3.0, gemeinfrei (1), H. Gafga (1), M. Tuve (1)

Elke Wrage *(72) arbeitet in kirchlichen Gruppen und Gremien. Mit 48 Jahren beendete sie ihre Tätigkeit als Büroangestellte zugunsten ihres freiwilligen Engagements. Zehn Jahre leitete sie den Kirchenvorstand der Paul-Gerhardt-Gemeinde in Altona. Sie kämpft bei der „Aktion Bundesschluss" für Gerechtigkeit in Südafrika, und ist u. a. Mitglied im Landesfrauenrat in Hamburg.*

Flora Mennicken *(24) Soziologin, arbeitet beim Frauenwerk der Nordkirche in Rostock. Dort leitet sie das Referat Gesellschaftliche Fragen aus Frauensicht. Sie entwickelt Seminare und Workshops, darunter das Seminar „Da muss ich widersprechen" und die Werkstatt Spiritualität.*

Eines Ihrer Seminare beim Frauenwerk heißt „Da muss ich widersprechen". Wann widersprechen Sie?

Flora Mennicken: Oft werden wir angegangen: Braucht es Eure Arbeit überhaupt noch? Es ist doch alles erreicht. Da kommen Frauenbilder zutage, die ich nicht teile. Dann muss ich widersprechen. Das Seminar bieten wir an, um Frauen sprachfähig zu machen gegen Antifeminismus und Rechtspopulismus.

Welche Frauenbilder meinen Sie?

Mennicken: Hinter Sätzen wie „Frauen sollten Kinder haben" oder „Frauen sind für die Kinder zuständig" stehen Bilder, wie Frau und Mann sein sollen. Oft unbewusst. Wenn Paare Kinder bekommen, schwenkt das Verhältnis zwischen ihnen häufig in alte Muster zurück. Das geht oft mit einer großen Unzufriedenheit einher. Ich finde es wichtig, dass sich Väter auch um Kinder kümmern und Frauen auch Regale aufbauen können dürfen.

Frau Wrage, wann mussten Sie widersprechen?

Elke Wrage: Gegen den §218 bin ich auf die Straße gegangen. Immer wieder. Letztendlich haben wir Frauen eine Gesetzesänderung erreicht. Für mich ein Stück Befreiung der Frau. Und nun protestieren wir gegen §219a, der Werbung für Abtreibung verbietet. Wir sehen es so, dass Frauen dadurch die Möglichkeit genommen wird, sich zu informieren. Gerade Frauen in ländlichen Gebieten wissen oft nicht, an wen sie sich wenden können.

Mennicken: In der Bundestagsdebatte stellten es Abgeordnete so dar, als würden Frauen, weil sie sich von Werbung beeinflussen lassen, zur Abtreibung rennen. Was für ein Frauenbild steckt hinter solchen Äußerungen? Ich kenne solche Frauen nicht.

Gibt es dazu innerhalb der Kirche eine einheitliche Haltung?

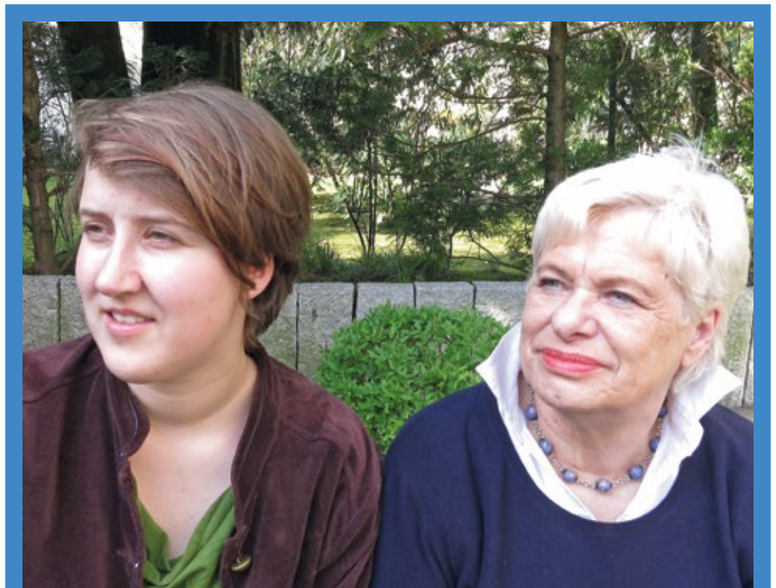
Mennicken: Die Meinungen darüber gehen auseinander.

Wrage: Kirche war früher wesentlich politischer. Jetzt ist sie oft sehr zurückhaltend, wohl auch aus Angst, angegriffen zu werden. Es heißt ja immer: Kirche darf nicht politisch sein.

Mennicken: In Jesus Nachfolge zu stehen heißt doch nichts anderes als politisch zu sein. Jesus und die Menschen, die sich zu ihm hielten, das war doch eine subversive politische Bewegung. Gleichzeitig ist es eine Chance, dass wir in der Kirche eine Vielfalt von Meinungen haben, keine Top-Down-Hierarchie. Das Frauenwerk kommt zu anderen Beschlüssen als die Synode, und es gibt auch die Christen in der AfD. Leider verdrängen wir oft die Widersprüchlichkeiten und denken, in Kirche müssten sich alle liebhaben. Wir streiten uns zu wenig. Wir sollten stärker kontroverse Themen ansprechen und Beschlüsse aushandeln.

Wo sollte sich Kirche stärker öffentlich zeigen?

Wrage: Seit einiger Zeit gibt es in Hamburg montags eine Demo von Rechts, die Pegida ähnlich ist. Ich wünschte, dagegen wäre ein Schrei zu hören: So geht es nicht!



Mennicken: Wenn ich anfan-ge, von der Kirche zu reden, bin ich ganz schnell unzufrieden. Dann vergesse ich, dass alles, was ich mache, auch Kirche ist, und starke Kirche. Wenn in Rostock eine Gegendemo gegen Rechtspopulismus stattfindet, fängt sie in diesem säkularen Umfeld mit einer interreligiösen Andacht an. Wir vom Frauenwerk haben Banner drucken lassen, damit wir draußen sichtbar sind. Es geht aber nicht immer ums Laut sein, sondern auch darum, mit anderen ins Gespräch zu kommen.

Was ist in der Töchter- und Enkelgeneration anders als bei den Älteren?

Wrage: Sie sehen und denken die Dinge neu. In der Südafrika-Arbeit fiel mir auf, dass wir Älteren durch die lange Zeit der Partnerschaft immer aus ein- und derselben Perspektive auf die Probleme schauten. Zum Beispiel hatte ich mich intensiv mit Aids, mit Behandlungsmöglichkeiten und Aufklärung beschäftigt. Die Jungen, die als Freiwillige in Südafrika waren, fragten nach den Kindern der Aidstoten und den Waisenhäusern. Das brachte uns im Netzwerk Südafrika neu zusammen.

Was hat Sie angetrieben, sich über Jahrzehnte für ein anderes Südafrika einzusetzen?

Wrage: Die Buren sagten, sie seien das auserwählte Volk Gottes. Ich wusste, das steht nicht in der Bibel. Mir ist wichtig, dass alle Menschen, ob schwarz, weiß oder gelb, von Gott geschaffen sind. Wenn ein Volk behauptet, sie seien auserwählt und müssten andere unterdrücken, geht das für mich nicht. Deswegen habe ich mit anderen über Jahre alle 14 Tage vorm südafrikanischen Konsulat gestanden, unten an der Alster.

Mennicken: Das Auserwähltsein ist dann problematisch, wenn es anderen abgesprochen wird. Die christliche Perspektive ist, dass der Weg zu Gott allen offensteht.

Wo hat sich die Perspektive der jungen Generation gegenüber der der älteren Gene-ration verändert?

Mennicken: Lange Zeit lag der Fokus auf der Gleichstellung der Geschlechter. Für mich wird es spannend, wenn es um die Dekonstruktion von Geschlechterbildern geht, um Gender. Also dahintergucken, wie wir eigentlich zu dem gemacht werden, wer wir sind. Die Mechanismen herauszufinden, wie wir zu unseren sozialen Regeln kommen, die wir alle kennen, aber nie aussprechen.

Wrage: Mich beschäftigt, dass in den unteren Lohngruppen selbst bei Staat und Kirche immer noch überwiegend Frauen beschäftigt sind. Wir müssen darauf hinarbeiten, dass die Verteilung von Frauen und Männern in den verschiedenen Lohngruppen gleich ist. Auch frauengerechte Sprache ist mir wichtig. Ich singe nie mehr im Gottesdienst „Herr", und habe schon mehrmals die Kirche verlassen, wenn dauernd nur die männliche Form benutzt wurde.

Mennicken: Die Genderdebatte geht darüber hinaus. Gender ist das englische Wort für das soziale Geschlecht, all das, was mich zur Frau

„In der Kirche sollten wir stärker kontroverse Themen ansprechen"
Flora Mennicken

(v.l.n.r.: Demonstration gegen den § 218, Plakat für Frauenwahlrecht zum Internationalen Frauentag 1914, Parament aus Südafrika zum Thema AIDS).

Fortsetzung Seite 18

macht. Aber wo ist die Grenze zwischen Zuschreibungen von außen und Biologie? In der Genderdebatte steckt die Frage: Haben Frauen spezielle Bedürfnisse?

Brauchen wir etwas nur für Frauen? Brauchen wir exklusive Seminare nur für Frauen denn in Zukunft noch?

Mennicken: Es kommt drauf an. Wenn wir uns über Schönheit und Körper unterhalten, erleben Frauen in dieser Gesellschaft eine andere Realität als Männer. Da ist es gut, unter Frauen zu sein. Auch Frauen in ihren Karrieren zu stärken, macht Sinn, um aufzuholen, was Männer schon lange geübt haben. Bei anderen Themen holen wir Männer mit ins Boot, etwa wenn es um die Rollenbilder in Videospielen geht. In vielen Fragen muss das, was gelten soll, ausgehandelt werden – von Männern und Frauen zusammen.

Wrage: Damit tue ich mich ganz schwer. Das Frauenwerk der Nordkirche hat als erstes Frauenwerk in Deutschland bestimmte Bereiche für beide Geschlechter geöffnet. Aber meine Erfahrung ist, dass Frauen ihr Verhalten ändern, wenn auch nur ein oder zwei Männer dabei sind. Leider. Deswegen finde ich: Bestimmte Themen müssen tabu sein für Männer. Wenn es um feministische Theologie geht, wünsche ich mir, dass da nur Frauen sitzen.

Mennicken: Aber dann können wir feministische Theologie nur in den Mainstream tragen, wenn wir alle Männer ausschließen.

Wrage: Mag sein, aber ich bin anders, wenn Männer dabei sind.

Mennicken: Wir werden auch weiter unter Frauen diskutieren. Weil wir in unserer Sozialisation ganz viel darüber lernen, wie Männer und wie Frauen zu sein haben. Das haben wir verinnerlicht. Und Männer nehmen oft Machtpositionen ein. Deshalb macht es einen Unterschied, wie eine Gruppe zusammengesetzt ist. Wenn wir aber Herrschaftsverhältnisse in der Kirche ändern wollen, müssen wir es mit den Männern zusammen machen.

Wrage: Dann müssen wir aber die Frauen so in ihrem Selbstbewusstsein stärken, dass sie ihre wahre Meinung dann auch äußern.

Es wird heftig über die Erziehung von Mädchen und Jungen diskutiert. Wie stehen Sie dazu?

Wrage: Ich finde das ganz schwierig. Bei der Erziehung von meiner Tochter gab es keine getrennten Mädchen- und Jungenbereiche. Aber bei meinen Enkeln ... Ich weiß nicht, ob durch Kita oder Schule, sie sind ein bisschen machomäßig. Meine Tochter predigt ihnen ihre Aufgaben, und sie hören einfach nicht zu.

Mennicken: Es gibt einen großen Backlash in der Gesellschaft. Das sieht man an den getrennten Regalen für Jungs und Mädchen in Kindergeschäften. Lego hatte in den 70er Jahren auf der Verpackung ein Mädchen und einen Jungen, die haben ein Legohaus gebaut, und auf der Verpackung stand: Kinder mögen konstruieren. Heute gibt es Lego City, das ist blau, das richtet sich an Jungs, da gibt's Autos, Baustellen, Polizei und Feuerwehr, und Lego Friends, das ist rosa, und richtet sich an Mädchen. Da gibt es Häuser, Cafés und ganz viel, wo man sich sorgen und kümmern kann. Ich wünsche mir, dass das aufhört und wir nicht an Jungs oder Mädchen, sondern an Kinder denken, die auf verschiedene Dinge Lust haben.

Frau Wrage, mit Mitte 40 haben Sie entschieden, Ihre Berufstätigkeit aufzugeben und ehrenamtliche Aufgaben übernommen. Warum haben Sie nicht aufs Geld geguckt, sondern diese Entscheidung getroffen?

Wrage: Ich komme aus einem SPD-Haushalt, mein Großvater war 78 Jahre in der SPD. Ich wurde als 5-Jährige darüber aufgeklärt, dass es Konzentrationslager gab. Bei uns wurde heiß diskutiert. Das hat mich begleitet. So habe ich auch meine Tochter erzogen. Ich fand es wichtig, dass ich bei Kirche bleibe. Mein Mann war einverstanden. Bei Seminaren wurde ich gefragt: Was hast du deinem Mann vorgekocht? Ich sagte: Ich hab einen erwachsenen Mann zu Hause, der kann das. Das war schon ein Stück Befreiung.

Mennicken: Mein Freund muss mir nicht im Haushalt helfen. Es reicht, wenn er seine 50 Prozent erledigt. Wir sollten wegkommen von dem Bild: Wer ist verantwortlich, und wer macht die Zuarbeit? Die 50/50-Methode halte ich für einen guten Weg, um eine neue Perspektive zu finden. Etwa auf die Idee zu kommen, dass Männer auf Kinder aufpassen können. Das müssen Frauen auch manchmal lernen. Vereinbaren ist das Stichwort! Das geht über Kinderhaben weit hinaus. Wie organisieren wir künftig unsere Arbeit? Wie viel bezahlte Arbeitsstunden brauchen wir, damit wir auch die politische Arbeit und die sorgende Arbeit erledigen können?

Wrage: Mich begleitet seit diesem Jahr ein Zitat von Simone de Beauvoir: „Frauen, die nichts fordern, werden beim Wort genommen – Sie bekommen nichts." Ich versuche, fast jede Demo, die ich für wichtig halte, mitzumachen. Ich will meine Forderungen aussprechen und Gesicht zeigen.

Frau Mennicken, sind Sie auch so Demo-erfahren?

Mennicken: Nein. Es gibt unterschiedliche Wege, politische Veränderungen voranzutreiben. Wir wollen Gleichberechtigungsideen voranbringen. Dabei ist mir wichtig, auch Menschen im direkten Umfeld zu stärken, Großeltern, Freunde, Eltern, Nachbarn, auch Politiker. In Gesprächen mit ihnen kann auch Veränderung passieren.

Welche Traditionen wollen Sie weitergeben?

Wrage: Meine drei Enkelsöhne fragen mich nach dem, was ich mache, und ich erzähle ihnen davon. Mit meinem ältesten Enkel unterhalte ich mich über die BBC-Nachrichten, die er guckt, besonders über Nachrichten, die in unseren Medien unter den Tisch fallen. Ich versuche, meine Enkel für Ungerechtigkeiten zu sensibilisieren.

Mennicken: Darauf habe ich nicht die eine Antwort. Zu Hause und auch in der Frauenarbeit erlebe ich ein offenes Miteinander. Verschiedene Haltungen können nebeneinanderstehen. Meine Eltern sind aus der Kirche ausgetreten. Ich tue meine Arbeit aus meinem Glaubensfundament heraus. Aus der Bibel lerne ich, Verhältnisse kritisch zu sehen, die ein gleichberechtigtes Miteinander verhindern. Ich lerne zum Beispiel, Menschen zu beachten, die teilweise unter sklavischen Verhältnissen unsere Kleidung nähen.

Wrage: Ich achte sehr drauf, wo ich meine Kleidung kaufe.

Mennicken: Das ist ein kleiner Baustein. Was wir dringend brauchen, sind politische Lösungen. Es darf überhaupt nicht mehr möglich sein, dass Frauen in solchen Fabriken Kleidung nähen, die hier zum Verkauf steht. Oft verpufft viel Energie dadurch, dass alles auf Verbraucherinnen abgeschoben wird. Wir sind mehr als Verbraucherinnen. Wir sind auch politische Akteurinnen.

Wrage: Trotzdem haben wir als Kunden Macht. Das haben wir bei der Südafrika-Arbeit gemerkt. Und ich freue mich, dass die clean-clothes-Kampagne jetzt den Ehrenpreis für Eine-Welt-Arbeit bekommen hat.

Mennicken: So werden auch Werte gesetzt. Auf der anderen Seite hat Schleswig-Holstein gerade die Stellen geschwächt, die in den staatlichen Institutionen dafür sorgen sollten, dass für Anschaffungen wie Computer, Pflastersteine, Arbeitskleidung faire Preise gezahlt werden. Schade. Wenn staatliche Stellen nur noch fair einkaufen dürften, würde sich wirklich etwas verändern. Gegen Ungerechtigkeit aufzustehen, sehe ich als meine Aufgabe als Christin. In der Bibel finden wir die Vision eines guten Lebens für alle; dahin kleine Schritte zu tun, dafür haben wir gerade erst Ostern gefeiert.

Die Fragen stellte Hedwig Gafga.

„ Ich versuche, fast jede Demo, die ich für wichtig halte, mitzumachen."
Elke Wrage

(Fotos v.l.n.r: Frauendemonstration von 2018 in Bilbao, Spanien, Flora Mennicken (links) im Gespräch mit Elke Wrage)

Fotos: V. West/REUTERS (1) F. Bensch/REUTERS (1), H. Gafga (1)

Wie ein Vogel, der wieder fliegen kann

Johannes Davi wünscht sich, dass Ältere ihre Werte vorleben. Was sie übernehmen wollen, entscheiden die Jungen.

Wenn man heute um 20 Uhr „Das Erste“ anschaltet, drehen sich die Probleme um die Flüchtlingskrise, Cyberkriminalität, Datenschutz und vieles mehr… Unsere Eltern wuchsen ganz anders auf. Die damaligen Themen, die die Tagesschau dominierten, waren: RAF, Tschernobyl und der Kalte Krieg. Unsere Großeltern erlebten teilweise den Zweiten Weltkrieg oder die Nachkriegszeit. Sie waren die Generation, die die in Schutt und Asche liegende Bundesrepublik aufbaute, die Trennung von Ost und West miterlebt und die sich vor dem Rathaus in Schöneberg in West-Berlin versammelt hat, um sich die berühmte Rede „Ich bin ein Berliner“ von US-Präsident Kennedy anzuhören.

Es gibt unzählige historische und alltägliche Erfahrungen, die unsere Generationen unterscheiden. Wir leben zwar zusammen und begegnen uns, kommen aber aus anderen Welten, die von anderen gesellschaftspolitischen und kulturellen Ereignissen geprägt wurden. Demnach gibt es zu unterschiedlichsten Themen auch verschiedene Perspektiven und Meinungen. Dennoch ist der Austausch zwischen den Altersgruppen enorm wichtig.

Was also können wir voneinander lernen? Dazu ein kleines Beispiel: Als großer Bruder musste ich häufig auf meine Geschwister aufpassen. Ich hatte eine höhere Autorität, da ich die Verantwortung trug. In einigen Situationen handelte ich wie meine Eltern, in anderen nicht. Das führte wiederum dazu, dass ich mein eigenes Verhalten und das meiner Eltern besser reflektieren konnte. Ich habe dadurch gelernt, dass man Kindern gewisse Werte und Ansichten allenfalls zeigen oder vorleben kann, es dem Kind jedoch selbst überlassen bleibt, was es davon übernimmt.

Johannes Davi *(22) ist Student der Rechtswissenschaft an der Uni Bielefeld. Als Freiwilliger war er 2015 in Argentinien.*

Jede Generation bringt Veränderung mit sich

Es ist wichtig, dass sich die ältere Generation die Probleme und Sorgen der jungen Menschen anhört – ebenso wie ihre Visionen. Man sollte die Anliegen der Jungen ernst nehmen, egal wie abgedreht die Ideen zunächst klingen mögen. Aber, was ist schöner als junge Menschen, die Visionen haben und dafür brennen? Jede Generation bringt Veränderungen mit sich, sowohl was den Umgang mit anderen als auch die Werte betrifft. Dazu möchte ich in Auszügen Steve Jobs, den Mitgründer von Apple, zitieren: „Das hier geht an die Verrückten, die Außenseiter, die Rebellen, die Unruhestifter, an die, die aus dem Muster fallen… diejenigen, die die Dinge anders sehen — sie halten nichts von Regeln und respektieren den Status Quo keineswegs… Du kannst sie zitieren, anderer Meinung sein als sie… aber das einzige, was du nicht tun kannst ist, sie zu ignorieren, weil sie die Dinge nämlich verändern … Denn diejenigen, die verrückt genug sind, zu denken, dass sie die Welt ändern könnten, werden diejenigen sein, die es tatsächlich tun.”

In der Begegnung mit Jungen sollten Ältere sich um Verständnis bemühen und bereit sein, ihr konservatives Bild in Frage zu stellen. Dabei aber auch deutlich machen, warum sie so denken, wie sie denken.

Meine Eltern haben mir die christlichen Werte nahegebracht. Ich habe sie angenommen und verinnerlicht. In meinen Augen kann es aber nicht darum gehen, den Katalog der Bibel stupide auswendig zu lernen. Um ihre Botschaft zu verstehen sollte man auch kritische Fragen stellen. „Evangelium“ ist altgriechisch und bedeutet „Die Verkündung einer guten Nachricht“. Die möchte ich mit meinem kirchlichen Engagement verbreiten. Im Sinne von Leo Tolstoi, der gesagt hatte: „Wer die Lehre von Christus begreift, hat das gleiche Gefühl wie ein Vogel, der bis dahin nicht wusste, dass er Flügel besitzt, und nun plötzlich begreift, dass er fliegen, frei sein kann.“

Ich träume von einer Kirche als Ort der Auseinandersetzung und Hoffnung

Welche Bedeutung kann Kirche heute für junge Menschen haben? *Kira Schall* entwickelt ihren Traum von Kirche.

Als ich mir zum ersten Mal eine Kirche erträumte, war ich als Freiwillige in Indien. Es war abends und alle kamen von ihren Arbeitsplätzen ins Dorf zurück. Sie aßen gemeinsam, redeten durcheinander, jemand versorgte die Alten mit einem Teller Reis, andere besuchten die Nachbarn, blieben eine Weile. So eine Nachbarschaftskirche erträume ich mir. Wo ist dieser Ort? Eine Kirche als Ort der Ideen und Umsetzung, als Ort der Auseinandersetzung und der Hoffnung. Ich erträume mir eine Kirche, in der wir unsere Geschichten erzählen und uns einen Anstoß zur Veränderung geben. Wo sich Menschen fragen: Welche Hürden hast du genommen und was hat dir Kraft gegeben? Denn ich glaube, dass wir aus der Geschichte lernen können, um die zukünftige Welt zu gestalten. Und was ist „die Geschichte“, wenn nicht eine Reihe von einzelnen Erfahrungen, erinnerten Augenblicken und großen und kleinen Momenten in den Leben von vielen verschiedenen Menschen, die wir als „die Geschichte“ zusammenfassen.

Wie können wir junge Menschen zur Mitarbeit motivieren?

Wer arbeitet mit am Traum der Kirche? Wer füllt die Kirche in den nächsten zehn Jahren? Wie können wir junge Menschen zur Mitarbeit motivieren, sodass Erfahrungen erzählt und gehört und die Zukunft gestaltet werden kann? 1981 rief die Jugendarbeit der evangelischen Kirchen in der DDR während des Bedrohungsszenarios des Kalten Krieges und der Militarisierung des Alltags zu einer Friedensdekade auf. Zehn Tage lang wurde diskutiert und für den Frieden gebetet. Hieraus gingen 1982 die Montagsandachten in der Leipziger Nikolaikirche hervor, in denen für Frieden und Gerechtigkeit gebetet wurde. Sie wurden zu einem Treffpunkt kritischer junger Menschen.

Und heute? 2019 werden sich Jugendliche aus der Nordkirche und ihren Partnerkirchen zu einer Konsultation zum Thema „Gerechtigkeit“ begegnen. Ich weiß, dass es eine weltweite Gemeinschaft der Träumenden gibt. Wir können uns stärken, Gehör schenken und kritisch voneinander lernen: Wir übernehmen Verantwortung – probeweise. Als Teil des Vorbereitungsteams freue ich mich, Teilnehmenden eine kritische, offene und hoffnungsvolle Begegnung zu ermöglichen. Nicht überall auf der Welt sind Ältere bereit, Verantwortung abzugeben. Und wir müssen uns fragen: Was trauen wir uns zu?

Ein Gremium ist ein großflächig gespanntes Netz aus Beziehungen, Erfahrungen und einem losen Faden, der weitergesponnen werden will. Das erfordert technische Fertigkeiten und am besten viel Erfahrung. Gremien des Zentrums für Mission und Ökumene sind für mich so ein Ort des Zuhörens, Lernens und schließlich – ein Ort der Entscheidungen! Eine tolle Idee, ein Projekt, eine Perspektive – kurz gesagt – ein Inhalt braucht einen Rahmen. Ein Gremium soll kein zweites Wohnzimmer sein, in dem man es sich gemütlich machen kann, wenn man sich auskennt. Ich denke, dass die Fragen, und auch Unklarheiten, von jungen Menschen produktiv bearbeitet werden können – wenn sie denn gemeinsam und verständlich besprochen werden.

Ich erträume mir eine Kirche, in der es Rückzugsräume gibt für geteilte Interessen: für Junge und Alte, für Frauen und Männer. In diesen Rückzugsräumen sprechen wir die gleiche Sprache, teilen wir Erfahrungen und machen es uns gemütlich. Wir bestärken und bereiten uns aber auch darauf vor, diese Räume zu verlassen. Dann kann das geschehen, was eine Mitarbeitende des kirchlichen Frauenwerks erfährt: „Wenn ich von unseren Treffen wiederkam, sagte mein Mann zu mir, ich sei dann immer so aufmüpfig.“ Ich erträume mir diese Kirche. Träumst du mit?

Kira Schall *(23) studiert evangelische Theologie. Sie ist Mitglied im Vorstand des Zentrums für Mission und Ökumene und ist im Vorbereitungsteam zur Jugendkonsultation 2019 zum Thema „Gerechtigkeit“*

Fotos: Davi/privat (1), Schall/privat (1), Gozitano (1)

Mehr Einfluss für junge Menschen in den Kirchen. Künftig soll die Jugend „mit 20 Prozent auf allen kirchlichen Ebenen“ vertreten sein, fordert die XII. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes 2017 in Namibia. Jugenddelegierte aus verschiedenen Ländern haben sich bereits auf der Vollversammlung eingebracht. (s. Foto)

Foto: LWB/L. C. Valeriano

Ich wollte kein Alibi-Jugendlicher sein

Geht es wirklich um etwas Neues? Oder sollen die von der Kirche umworbenen jungen Leute nur das fortführen, was andere begonnen haben? ***Jens Haverland*** hat sich schon als Jugendlicher in der Kirche engagiert und schildert seine Erfahrungen.

Wenn du den Rat eines Ältesten ablehnst, wirst du bis Sonnenuntergang gehen“ heißt es bei den Kuria am östlichen Viktoriasee. Gemeint ist damit, dass man gut daran tut, auf Erfahrungen der Älteren in der Gesellschaft zu hören, sonst können Schwierigkeiten entstehen und Unternehmungen länger als nötig dauern.

In unseren Gefilden scheint es hingegen eher einen Hype um die Jugend zu geben. Von einem Generationenwechsel in den Kirchenkreissynoden ist zu lesen. Und davon, dass in ländlichen Regionen immer mehr Fußballvereine ihre Fußballteams nicht mehr aufstellen oder Freiwilligen Feuerwehren der Nachwuchs fehlt und die Zahl der Kameraden nicht ausreicht, um ausrücken zu können. Die Konkurrenz um die Jugend ist also groß und mit verschiedenen Angeboten wird um ihre Gunst gebuhlt.

Die „jungen Leute“ nach der Konfirmation „in den Gemeinden halten“ und „attraktive Angebote für sie zu schaffen“, so lautet oftmals die Anforderung an Kirchengemeinderäte oder Pastoren. Nur was haben die „jungen Leute“ davon? Gibt es da ein echtes Interesse an der vielumworbenen Jugend oder erhalten sie eher eine Alibifunktion?

„Man muss jungen Leuten mehr Gestaltungsmöglichkeiten bieten, damit sie sich einbringen können“ wird als Ansatz formuliert. „Und unsere Ideen umsetzen“ klingt es unausgesprochen in meinen Ohren weiter, wenn insgeheim die Hoffnung im Vordergrund steht, dass es mit dem Begonnenen weiter geht. Ist es da nicht zu einfach, wenn man der heranwachsenden Generation nur „mehr Gestaltungsraum“ gewährt? Müsste man sich nicht auch von der Durchsetzung eigener Vorstellungen verabschieden?

Das musste doch super werden, wenn die Freizeit von jungen Leuten geplant wurde

Klar, ich selbst bin auch durch die kirchliche Jugendarbeit das erste Mal in einen kirchlichen Planungskreis gekommen: Zusammen mit der Pastorin, einem Mitglied des Kirchengemeinderates, zwei zukünftigen Konfi-Müttern und drei Jugendlichen meines Alters war eine Konfirmandenfreizeit zu planen. Wir durften „ganz frei denken“ und mal sagen, was es denn braucht, damit es eine „gute Konfifreizeit“ wird. Natürlich war es spannend dabei zu sein. Wir, gerade mal zwei Jahre nach unserer eigenen Konfirmation, waren gefragt und wichtig. Wir durften selbst bestimmen. An uns lag es, dass es ein „Knaller-Erlebnis“ für die Konfirmanden werden würde. Aber was sollten wir nun bestimmen? Zwischen welchen Optionen wählen? Und überhaupt, wie geht das, so ein Wochenende zu planen?

Am Ende haben wir das gemacht, was wir kannten: eine ziemlich klassische Konfi-Fahrt mit klar vorgegebenen Regeln, zeitlich nicht zu umfassende Themeneinheiten von den Erwachsenen, damit auch noch ausreichend Freizeit blieb und natürlich einem Freizeitprogramm, das von uns Jugendlichen ausgestaltet werden sollte.

Das musste doch jetzt total super werden, allein weil die Freizeit von denen geplant wurde, die die Konfis am besten verstehen, weil sie noch so dicht dran sind. Nur bei uns hinterließ das einen etwas faden Beigeschmack. Die Rückmeldung der Konfis habe ich verdrängt.

Ganz anders der Start für mich in der studentischen Selbstverwaltung und Interessensvertretung. Nicht aus einem Pfarrhaus stammend, hatte ich herzlich wenig Ahnung von kirchlichen Strukturen und kannte kaum andere Theologiestudierende aus der damaligen Nordelbischen Landeskirche. Umso mehr war ich sowohl neugierig auf diese geheimen und ominösen Strukturen, als auch darauf, potenzielle spätere Kollegen kennen zu lernen. Relativ aufgabenfrei konnte ich in die Arbeit des sogenannten Studierendenausschusses (StA) schnuppern und wuchs durch Beobachten und Miterleben in die kirchlichen Strukturen hinein. Wir erlebten die StA-Arbeit als ziemlichen Luxus mit wunderbaren Ausschusstreffen an verschiedenen Studienorten zur Planung von Vernetzung und Austausch, mit Arbeitswochenenden inklusive abendlicher Streifzüge durch die jeweilige Unistadt. Im geschützten Rahmen konnten wir wichtige Dinge wie Sitzungsleitung und „Satzungssprache“ erproben, landeskirchliche Themen als Gäste bei den Landessynoden aufschnappen und bei bundesweiten Studierendentreffen miteinander vergleichen. Selten gab es konkrete Anfragen oder Erwartungen aus dem Kirchenamt. Überwiegend nutzten wir die Plattform, um unsere Wünsche und Interessen zu artikulieren. Jeder gefühlte Erfolg motivierte weiter, Verantwortung zu übernehmen und sich selbst mehr einzubringen.

Nach Studium, Vikariat und den ersten Amtsjahren ist das Gefühl geblieben: Es lässt sich gemeinsam mit Gleichgesinnten manches auf den Weg bringen, wenn man persönlich berührt ist. Dabei habe ich erfahren: Je weniger ich die Strukturen und Eigenheiten des Organismus kenne, in denen ich mich bewege, desto abhängiger bin ich vom Gutwillen und den Interessen meines Gegenübers.

Jens Haverland *(36) ist Pastor in der Ökumenischen Arbeitsstelle des Kirchenkreises Rantzau-Münsterdorf. Er war als Stipendiat in Tansania und ist heute im Missionskonvent und im Vorstand des Zentrums für Mission und Ökumene engagiert.*

Die Grundformen von Gremienarbeit bleibt wohl auch im digitalen Zeitalter ähnlich: Personen kommen an einem Ort zusammen, tauschen sich aus. Danach geht es weiter. Heute glaube ich, dass es unerheblich ist, ob man sich real oder virtuell trifft. Auch wenn der digitale Austausch gegenüber dem persönlichen Kontakt noch abgewertet wird, bin ich überzeugt, dass es für das Sitzungsergebnis den gleichen Wert – und in der Fläche der Nordkirche Potential hat. Je größer die Vielfalt des beteiligten Personenkreises, desto vielfältiger die Überlegungen für den weiteren Weg, vorausgesetzt der Austausch wird offen und gleichberechtigt geführt. Denn erst wenn man als Person in den Austausch eingebunden ist, kann man sich im weiteren Prozess auch wiederfinden.

Systeme dürfen nicht schon vorgeben, worauf „die Jugend“ kommen soll

Insofern sind die Mitgliedskirchen des Lutherischen Weltbundes gut beraten, wenn sie von den Delegierten der XII. Vollversammlung in Namibia in ihrer öffentlichen Erklärung dazu aufgerufen werden „die Umsetzung der 20-prozentigen Jugendpartizipation auf allen kirchlichen Ebenen voranzutreiben, um die Einbeziehung der Jugend in die Entscheidungsfindung, Planung, Entwicklung von Strategien und ihr Recht zu wählen sicherzustellen.“

Gleichzeitig ist es auch ein Wagnis und eine Infragestellung von allem Bisherigen. Es kann kein „weiter so“ geben. Systeme müssen sich beobachten und erklären lassen und nicht schon vorgeben, worauf „die Jugend“ kommen soll, um ein Konzept als innovativ zu adeln. Zunächst scheint das im Widerspruch zu der eingangs zitierten afrikanischen Weisheit der Kuria stehen, kann aber zu einem wertvollen und horizonterweiternden Reflexionsprozess für die „alten Hasen“ werden.

Für mich war es hilfreich, einen geschützten Bereich zu haben, in dem ich mich mit Gleichgesinnten ergebnisoffen und interessenorientiert austauschen konnte, ohne dass konkrete Erwartungen an den Austausch gebunden waren. Es hat mich dann eher peinlich berührt, wenn mir der Eindruck vermittelt wurde, dass gerade, weil ich noch keine Erfahrung hatte, ausgerechnet mein Vorschlag die innovative Lösung für ein Problem oder meine naive unvoreingenommene Vorstellung wichtig sein sollte.

Intergenerationelle Leitungen bilden

Genauso schmerzhaft war es, wenn man in Sitzungen mitleidig belächelt wurde, frei nach dem Motto: Sollen sich „die jungen Leute“ doch erst mal die Hörner abstoßen. Oder wenn eine Äußerung mit peinlichem Schweigen und vielsagenden Blicken quittiert wurde. Seltener wurde in solchen Momenten wohl die scheinbare Brillanz der innovativen Äußerung gewürdigt, sondern vielmehr freundliche Worte gesucht, um die spontane Reaktion „Ja, früher hätte ich das auch gedacht!“ oder ein mitleidiges „Naja, das kannst Du auch noch nicht wissen!“ wohlfeil zu verpacken. Als hineinwachsender Mensch wollte ich ernstgenommen sein, mit meinen Erfahrungen, mit meinen Ideen, mit meinen Antworten, die sich aus meiner Lebenswirklichkeit ergaben und von daher durchdacht waren. Ich wollte gehört werden. Nicht weil es gerade schick schien, jemanden aus einer anderen Generation zu befragen, sondern weil ich von meiner Meinung, von meinem Lösungsproblem oder meiner Idee überzeugt war! Natürlich fehlten mir manche Erfahrungen. Doch gleichzeitig fiel es mir auch leichter, mit manch neuer Entwicklung zurecht zu kommen.

Bei dem sprichwörtlichen Gang bis zum Sonnenuntergang hätte eine Person aus meiner Generation-Y, der Digital Natives, wahrscheinlich ihr Smartphone gezückt, seine Map-App nach dem Weg gefragt und staunend festgestellt, dass es inzwischen einen Bus auf der Strecke gibt. So wäre sie bereits vor der Mittagshitze bequem am Ziel angekommen. Was aber die sicherere Reiseform oder am Ende der eindrücklichere Weg gewesen wäre, das kann niemand für sich beantworten, sondern nur im Austausch mit den jeweils Anderen.

Bei der Erneuerung der Kirche spielt die Jugend eine bedeutende Rolle und teilt die daraus resultierende Verantwortung mit der gesamten Kirche. Maßgeblich für die Bewältigung dieser Aufgabe sind der Dialog zwischen den Generationen und eine intergenerationelle Leitung. Dieses generationsübergreifende Miteinander ist bereits von dem kenianischen Volk der Luo erkannt und in Worten festgehalten worden: „Allein läuft ein Junger schnell, mit einem Älteren langsam, aber zusammen gehen sie weit.“

Wenn wir uns zusammentun, können wir mehr erreichen

Wie eine Begegnung verschiedener Kulturen: Die Begegnung zwischen Jung und Alt braucht viel Verständnis füreinander, meint ***Emmaculate Okwach,*** Kenia

Früher war der Respekt vor Älteren in Afrika enorm wichtig und viel ausgeprägter als heute. Die Alten brachten den Jungen handwerkliche Fertigkeiten bei und lehrten alle Fähigkeiten, die notwendig waren, um in einer Gemeinschaft gut leben zu können. Ihnen wurde alles beigebracht, was sie über ihre Rolle und die Kultur wissen mussten. Dabei hatten die Jungen das zu befolgen, was die Alten sagten. Sonst wurden sie bestraft. Die Ausbildung geschah durch Nachahmung in der Landwirtschaft, an der Kochstelle, aber auch durch das Erzählen von Geschichten. Am Abend saßen alle um die Feuerstellen, nur um die Geschichten von Heroen und von kleinen und großen Ereignissen zu hören oder gemeinsam Lieder zu singen. Für die Wissensvermittlung war ausschließlich die ältere Generation zuständig.

Das hat sich im Lauf der Jahrzehnte rasant geändert. Junge lernten später nicht nur von Alten, sondern gingen tagsüber in die Schule. Mit der Alphabetisierung begann man auch Briefe zu schreiben. Durch den Austausch über Grenzen hinweg kamen weitere Einflüsse hinzu. Der Kontakt zwischen Jungen und Alten lockerte sich weiter. Mit der neuen Technologie hat sich das nun noch einmal mehr verändert. Wir können Informationen, die wir brauchen, auch über Medien und das Internet bekommen. Immer mehr junge Menschen denken nun, auf den Rat Älterer verzichten zu können. Ich glaube aber, dass die Alten trotzdem unseren Respekt verdient haben, allein wegen ihrer Lebenserfahrungen und Weisheit.

Es fällt mir heute noch schwer, die Schwiegermutter beim Namen zu nennen

Alle Generationen sollten die neue Entwicklung akzeptieren. Es ist nun mal so, wie es ist. Damit müssen sich auch die Alten abfinden. Und die Jungen brauchen Geduld, dass bei Älteren einiges etwas länger dauert. Wir sollten lernen gut miteinander umzugehen und uns besser zu verstehen. Nur ein kleines Beispiel. Bei uns in Kenia durften wir als Kinder Erwachsene nicht beim Namen nennen oder ihnen gar in die Augen schauen, wenn man mit ihnen sprach. Heute ist das anders. Alle werden mit Namen angesprochen und nicht wie früher nur mit „Frau“, „Herr“, „Schwiegermutter“ oder „Cousine“. Es fällt mir auch heute noch schwer, meine Schwiegermutter beim Vornamen zu nennen. Aber das gehört eben zur neuen Zeit dazu. Die Begegnung zwischen Jung und Alt braucht ebenso viel Verständnis füreinander wie die Begegnung zwischen zwei verschiedenen Kulturen. Wichtig finde ich vor allem, dass man sich mit Respekt begegnet, dass man auch demütig ist und sich nicht zu viel auf das eigene Wissen einbildet. Mit Demut zu handeln mindert ja nicht den Selbstwert. Im Gegenteil.

Natürlich gibt es Dinge, bei denen wir Jüngere uns besser auskennen. Aber es gibt auch heute noch Dinge, die die Alten besser wissen. Zum Beispiel können sich die, die den Zweiten Weltkrieg erlebt haben, besser in Flüchtlinge hineinversetzen und können als Zeitzeugen aus der Geschichte erzählen. Das ist etwas anderes, als wenn wir Bilder sehen oder Bücher über die Zeit lesen. Außerdem kennen sie traditionelle medizinische Rezepte und kennen sich besser darin aus, wie man sich ausgewogen ernähren kann. Wir wissen dafür mehr über die neue Technologie. Ich denke, dass der regelmäßige Kontakt zwischen den Generationen allen gut tut. So erlebe ich auch in der Kirche, dass sich Kirchenälteste und Jugendleiter zusammentun und Erfahrungen austauschen.

Daraus ergeben sich ganz andere Schritte. Ich bin überzeugt: Wenn wir Jungen uns mit Alten zusammentun, können wir viel mehr erreichen.

Emmaculate *Okwach (30) ist Theaterpädagogin und Lehrerin in Malindi, Kenia. 2015 war sie als Freiwillige im Rahmen des Süd-Nord-Programms in Hamburg tätig.*

Fotos: C. Wenn (2),Laurence Willot/SOS-Kinderdörfer weltweit (1)

Junge Menschen der „Born Free“-Generation fordern Chancengleichheit für alle. Auch Jahrzehnte nach der Apartheid spielt es in fast allen gesellschaftlichen Bereichen noch immer eine Rolle, ob Menschen schwarz, farbig oder weiß sind.

Diese Generation hat die Power, das Land zu verändern

In Südafrika kämpf die „Born Free“-Generation für eine faire und offene Gesellschaft – allen Widerständen zum Trotz.

Marius Blümel

Es ist nicht einfach, etwas über die junge Generation in Südafrika zu sagen. Über junge Menschen, die in einem Land aufgewachsen sind, dass Erzbischof Desmond Tutu wegen seiner bunten Vielfalt einst als „Regenbogennation“ bezeichnet hatte. Die 15- bis 24-Jährigen machen rund ein Viertel der Bevölkerung in Südafrika aus. Sie sind nach dem 27. April 1994, dem Tag der ersten freien Wahlen, geboren und sind die „Born frees“, die in „Freiheit Geborenen“ und orientieren sich an Nelson Mandelas Vision einer fairen, offenen Gesellschaft – gegen alle Widerstände und Vorurteile. Jedoch sind die Lebenswirklichkeiten vieler Heranwachsender nach wie vor von Strukturen geprägt, die durch die Apartheid geschaffen wurde. So sind viele der „Born Free“-Generation heute unzufrieden, frustriert und begehren gegen den Status quo im Land auf. Denn die Lebenswelten junger Menschen bewegen sich heute in Extremen. Dazu im Folgen-den einige Daten.

Marius Blümel *(48) ist Diplom-Pädagoge und Leiter des Sozial- und Trainingszentrums New-World-Foundation im Township Lavender Hill bei Kapstadt. Dort bietet der Mitarbeiter des Zentrums für Mission und Ökumene Fortbildungs- und Qualifizierungsprogramme an.*

In aller Regelmäßigkeit werden von Forschungsinstituten oder vom Statistics South Africa (StatsSA) Statistiken zur Entwicklung Südafrikas veröffentlicht. Dort spielen auch heute noch die vom Apartheidregime geschaffenen Kategorien eine Rolle, die die Menschen nach ihren Hautfarben in Schwarze, Farbige, Indisch/Asiatische und Weiße einteilen, um differenzierte Aussagen zur Entwicklung der Bevölkerungsgruppen zu treffen. Generell lässt sich feststellen, dass die Bevölkerung von 40,5 Millionen im Jahr 1996 bis zum Jahr 2011 auf 51,7 Millionen angewachsen ist. In diesen 15 Jahren ist der Anteil der schwarzen Bevölkerungsgruppe von 76,7 Prozent auf 79,2 Prozent gestiegen, wohingegen der Anteil der weißen Bevölkerungsgruppe von 10,9 Prozent auf 8,8 Prozent gesunken ist. Der Anteil der Farbigen und asiatisch/indischen Gruppe ist dabei mehr oder weniger stabil geblieben. Betrachtet man vor diesem Hintergrund die durchschnittliche Verteilung der jährlichen Einkommen pro Haushalt, ist das Einkommen der weißen Bevölkerungsgruppe fünf Mal höher als das der schwarzen Bevölkerung. Demnach lebt die schwarze Mehrheit immer noch in relativer Armut, während es der weißen Minderheit sehr gut geht. Die Arbeitslosenquote liegt derzeit bei rund 28 Prozent, davon sind über 38 Prozent Jugendliche. Auch hier ist die Diskrepanz zwischen schwarz und weiß ersichtlich. Von Arbeitslosigkeit sind 31 Prozent der Schwarzen, 22 Prozent der Farbigen aber nur sechs Prozent der weißen Bevölkerungsgruppe im erwerbstätigen Alter betroffen. Es könnten noch weitere Statistiken angeführt werden, wie die ungleiche Verteilung des Landeigentums. Auch wenn es seit 1994 einige Fortschritte und Entwicklungen im Bereich Grundversorgung, in der Infrastruktur und Gesundheitsversorgung sowie im Wohnungsbau gab, lässt sich feststellen, dass sich zu wenig verändert hat. Auch nach 24 Jahren Demokratie sind die Unterschiede zwischen schwarzen und weißen Lebenswelten immer noch groß. Von Transformation also keine Spur.

Kampagnen der Jungen gegen Ungerechtigkeit im Land

So wirft die „Born Free“-Generation der politischen Führung, der alten Generation der Freiheitskämpfer und dem Afrikanischen Nationalkongress (ANC) heute genau das vor: dass die Transformation kaum umgesetzt wurde. Der Protest der „Born Free“-Generation, von denen einige mittlerweile an die Unis drängen, richtet sich zudem an die weiße Minderheit, die von ihren Privilegien nach wie vor profitiert. Dass Schwarze und Weiße dieselben Aufstiegschancen haben, ist immer noch nicht selbstverständlich.

Diese Wut über die Verhältnisse gipfelte in den Studentenprotesten. Die Proteste begannen im März 2015 in Kapstadt mit der „Rhodes must fall“*-Kampagne. Standen am Anfang noch die mangelnde Transformation an den Universitäten und die Forderung nach der Dekolonisation des südafrikanischen Bildungssystems im Mittelpunkt, wandte sich die Kampagne später zunehmend gegen die mangelnde Transformation in der Gesellschaft, gegen Rassismus, gegen Korruption im Staatsapparat und schließlich auch gegen den Präsidenten Jacob Zuma. Diese teils gewalttätigen Proteste mündeten schließlich in der „Fees must Fall“ („Gebühren müssen fallen“)-Kampagne. Mit der Kampagne, die Oktober 2015 an der Witwatersrand Universität in Johannesburg gestartet wurde, kämpften Studierende später auch landesweit an Universitäten für die Abschaffung der Studiengebühren und einen freien Zugang zur Bildung.

In dem Zusammenhang wurde auch das Thema Sexismus aktuell, als männliche Studenten während der Proteste weibliche Studentinnen sexuell belästigten. Mit zunehmender Dauer kursierten dann auch Hashtags: „#Everything must fall“. Damit wurde der Status Quo der ganzen Gesellschaft in Frage gestellt und ihre radikale Erneuerung gefordert.

Proteste der „Born Free“-Generation haben einiges bewirkt

Aufgrund der Unruhen hatte Jacob Zuma den Studierenden 2017 noch schrittweise einen kostenlosen Zugang zu Universitäten zugesichert, bevor er dann zurücktreten musste, weil es auch im ANC einen wachsenden Widerstand gegen die Regierungsführung gab. Darüber hinaus ist es der „Born Free“-Generation gelungen, dass Themen wie Dekolonisation, Rassismus, Sexismus, weiße Privilegien und Landverteilung heute auf verschiedensten gesellschaftlichen Ebenen diskutiert werden. Das hat auch im ANC zu einem Umdenken geführt. Bewirkt haben die Proteste der jungen Generation also einiges. Die Born Free-Generation meint es ernst und hat zum Jahrestag (Freedomsday) der ersten freien Wahlen am 27. April 2018 angekündigt, neue Proteste zu organisieren, falls der freie Zugang zu Universitäten, und damit die finanzielle Unterstützung des Staates für Studierende nicht für alle zügig umgesetzt wird. So warten seit Jahresbeginn immer noch Studierende auf die Unterstützung zum Lebensunterhalt, wofür die schlechte Administration und Korruption verantwortlich gemacht werden.

Mir haben besonders junge Frauen imponiert, die als Studentenführerinnen den Sexismus und Machtmissbrauch durch Männer offen angesprochen haben und für Gleichberechtigung kämpfen. Diese Themen werden auch außerhalb der Universitäten eingehend diskutiert. Auf einer Konferenz, die vom Südafrikanischen Kirchenrat und der Evangelischen Kirche Deutschland organisiert wurde, beeindruckte mich besonders eine 28-jährige Frau. Sie sprach in Diskussionsrunden über den Sexismus und Machtmissbrauch, der nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch in kirchlichen Institutionen stattfindet. Diese Frau muss alleine ihr Kind erziehen, ihre Mutter versorgen und den Unterhalt verdienen, darüber hinaus studiert sie, ganz nebenbei, an der Fernuniversität UNISA und engagiert sich in der Kirche. Sie setzt sich nun also auch noch für eine gerechte, nicht rassistische, nicht sexistische Gesellschaft ein: also für Nelson Mandelas Traum vom neuen Südafrika. Ich persönlich wünsche dieser jungen Generation und vor allem Frauen die Kraft und Ausdauer, gewaltfrei für eine Erneuerung der Gesellschaft zu kämpfen. Ohne jeden Zweifel hat diese Generation die Power, die südafrikanische Gesellschaft nachhaltig zu verändern.

**„Rhodes must fall“ bezieht sich auf die Statue für den einflussreichen britischen Kolonialisten Cecil Rhodes an der Universität Kapstadt.*

Fotos: C. wenn (1), R. Ward/REUTERS (1)

Für junge Menschen ist es in Papua-Neuguinea ein sehr großer Unterschied, ob sie in einem Dorf leben oder in der Stadt. Das Umfeld prägt vor allem auch das Verhältnis zwischen den Generationen. Das ist hier viel deutlicher zu spüren als in Ländern wie Deutschland. In Papua-Neuguinea lebt immer noch die Mehrzahl der Menschen in Dörfern. Dort lernen die Kinder von ihren Eltern, Verwandten und Nachbarn alles, was dort zum Leben wichtig ist. Sie erfahren, welche Früchte und Pflanzen man essen kann. Die Jungen lernen Fische fangen, sind von klein auf beim Hüttenbau dabei, während die Mädchen kochen oder erfahren, wie man Bilums, die geflochtenen Netztaschen aus Pflanzenfasern oder Wolle, herstellt. Bevor die Kinder in die Schule kommen, haben sie bereits viele Fertigkeiten entwickelt, die ihnen helfen, ihren Alltag selbstständig zu meistern. Im Dorf hat die Generation der Älteren einen enormen Einfluss auf die Jüngeren, der noch ungebrochen ist. So gibt es das Ritual, dass die Älteren „Rat sitzen“. Vor einschneidenden Ereignissen, wie zum Beispiel einer Hochzeit oder dem Schulanfang, laden die Älteren die Kinder oder jungen Erwachsenen zu sich ein. Man isst zusammen und die Älteren erteilen ihren Rat. Dabei ist es so, dass man Ältere aus Respekt grundsätzlich nicht direkt mit dem Namen anspricht, sondern nur mit ihrem jeweiligen Titel, Papa, Onkel, Mama. Auch die Brüder oder Schwestern spricht man nicht mit Namen an, sondern sagt „große Schwester“ oder „kleiner Bruder“. Aber grundsätzlich ist es auch umgekehrt so, dass Ältere das Wissen und die Fähigkeiten der jüngeren Generation meist sehr schätzen, besonders bei denen, die eine höhere Schulausbildung haben.

Kinder und Jugendliche leben in zwei Welten, im Heimatdorf und am Schulort

Wenn Kinder die Schule besuchen, kommen sie erstmals mit einer ganz anderen Welt in Berührung. Sie leben dann gleichzeitig in einer Dorfwelt und der Schulwelt. Wenn die Schulkinder nachhause kommen, müssen sie in der Regel bei der Vorbereitung des Abendessens für die Familie helfen und dann manchmal dafür noch Fische fangen gehen. So viel Freizeit wie in Deutschland haben sie also nicht.

In den ersten beiden Schuljahren besuchen die Kinder eine Elementarschule, die meist im Dorf oder Dorfnähe liegt, wo sie in einheimischer Sprache oder in Pidgin unterrichtet werden. Mit acht Jahren müssen die Kinder dann bis zur 8. Klasse eine Grundschule besuchen, die meist in einem etwas größeren Dorf liegt, da sie auch Kinder aus den umliegenden Dörfern aufnimmt. Wo Kinder aus besonders abgelegenen Orten kommen, bauen ihnen Eltern am Schulort eine Wohnhütte. Dort leben sie auf sich gestellt, unterstützt von den Bewohnern des Dorfes, bevor es am Wochenende zurück ins Heimatdorf geht. Wer nach der Grundschule die Prüfung erfolgreich absolviert, kann die weiterführende Schule bis zur 12. Klasse besuchen. Diese Schule befindet sich im größten Ort des Distrikts, oft weit entfernt vom Herkunftsort. Deshalb leben die Jungen und Mädchen dort im Internat. Wer die Abschlussprüfung schafft, kann die Universität oder eine Fachhochschule in der Stadt besuchen.

Der Rat der Alten ist sehr gefragt

Maiyupe Par

Die Kinder sind also für das Leben in beiden Welten vorbereitet. Schaffen Schüler die Prüfung nach der 8. Klasse nicht, können sich die 13- und 14-Jährigen in der Regel meist problemlos in das Dorfleben eingliedern. Zumal alle zumindest am Wochenende in ihrem Dorf gelebt haben. Das sieht bei den 18-Jährigen „Rückkehrern“ anders aus. Wenn Schüler und Schülerinnen nach der 12. Klasse zurück ins Dorf müssen, weil sie die Prüfung nicht bestanden haben, können sie sich wesentlich schwerer in die Dorfgemeinschaft integrieren. Diese jungen Menschen leiden unter ihrem Misserfolg und fühlen sich als Versager. Das Gefühl der Gescheitert-Seins wird durch Angehörige und andere Dorfbewohner noch verstärkt, die sich mehr von ihnen erhofft hatten. Beide Seiten haben es schwer, einen guten Umgang miteinander zu finden. Oft kommt es zu Konflikten. Um diesem Dilemma zu entkommen, suchen viele in der Stadt nach Jobs. Sie sind aber für junge Menschen ohne Schulabschluss rar. Viele fühlen sich nutzlos und nirgendwo zugehörig. In dieser Situation werden einige drogensüchtig, andere kriminell oder beides. Die Eltern und Verwandten sind überfordert.

In Bougainville haben Kinder und Jugendliche weite Wege zurückzulegen – zur Schule und auch zum Einkaufen.

Fotos: N. Gehrt (1), ZMO-Bildarchiv (1)

Maiyupe Par *(53) ist Pastor der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Papua-Neuguinea. Seit 2013 arbeitet er als Ökumenischer Mitarbeiter in Breklum.*

Kirche bietet Jugendlichen ohne Abschluss eine praxisnahe Zusatzausbildung

Um diese jungen Menschen in der Situation zu unterstützen, hat die Evangelisch-Lutherische Kirche in Papua-Neuguinea innerhalb ihres Bildungsprogramms sogenannte Bildungszwischenschulen eingerichtet. Hierkönnen sich Schülerinnen und Schüler, die ihre Prüfungen nicht bestanden haben, weiterhin qualifizieren. Ein Bildungszweig bietet eine Ausbildung fürangehende kirchliche Mitarbeitende an. Hier werden sie für alle kirchlichen Bereiche ausgebildet. Ein anderer Zweig will die Rückkehr junger Leute ins Dorf fördern und hat dafür das Village-Life-School-Program entwickelt. In einer zweijährigen praxisnahen Ausbildung werden junge Erwachsene in Bereichen wie ökologische Landwirtschaft, Schweine-, Schaf- oder Büffelzucht und Buchhaltung qualifiziert und bekommen damit das nötige Handwerkszeug, um später im Dorf auf eigenen Füßen stehen zu können. Zurück im Dorf können sie dann ihr Wissen einbringen und zu Veränderungen ermutigen. So ist in vielen Dörfern die Praxis des Kompostierens noch unbekannt. Nach wie vor werden Flächen gerodet, um Neuland zu gewinnen. Das Kompostieren könnte diese umweltschädliche Praxis eindämmen. Das ist nur ein Beispiel von vielen. Wichtig ist, dass diese Zusatzausbildung auch von Dorfbewohnern anerkannt wird. So können die jungen Erwachsenen ihr Selbstbewusstsein zurück gewinnen und haben das Gefühl, etwas einbringen zu können.

Übrigens war ich selbst Nutznießer einer solchen Zwischenschule. Hätte es sie nicht gegeben, säße ich heute nicht hier. Und hätte es damals den Rat der Älteren nicht gegeben, ebenfalls nicht. Denn als ich mit 25 Jahren wissen wollte, wie es nun weitergehen und ob ich Pastor werden sollte, hat mich der Rat des Ältesten sehr dazu ermutigt. Der Austausch zwischen den Generationen war also auch für mich sehr wertvoll. Hier wirkt die Kirche als Brückenbauer, indem sie mit ihren Programmen die Kommunikation zwischen den Generationen fördert. Sie gibt jungen Menschen das Gefühl, mit ihrem Wissen und ihren Fähigkeiten etwas zur Gemeinschaft beitragen zu können. Davon haben natürlich auch die Älteren etwas.

Protokoll: Ulrike Plautz

Spiritualität ist jungen Menschen wichtig

Christliche Werte können jungen Menschen Orientierung geben. Viele, die mehr über den Glauben erfahren wollen, besuchen das Sommercamp in Vanagai.

Liudas Miliauskas

Liudas Miliauskas *(40) ist Pastor der Evangelisch Lutherischen Kirche in Litauen und derzeit in einer litauischen Gemeinde in Chicago tätig. Er besucht aber auch heute jährlich das Jugend-Sommer-Camp, das er vor 20 Jahren in Vanagai gegründet hat.*

Bei uns in Litauen steht die junge Generation heute vor neuen Herausforderungen. Dazu gehören vor allem die Entwicklung der Globalisierung, die Medienwelt und die zunehmende Säkularisation. Nach der Unabhängigkeit Litauens war es bemerkenswert zu sehen, wie sich der Übergang vom sowjetischen Atheismus zum westlichen Säkularismus vor allem auf junge Menschen ausgewirkt hat. Dabei gab es Parallelen. Menschen, die einen starken Glaubenshintergrund haben, gelang es bereits im sowjetischen System besser, sich nicht vereinnahmen zu lassen. Ihnen fiel es dann auch danach leichter, den immer mehr um sich greifenden Verlockungen der Konsum- und Medienwelt zu widerstehen. Aus meiner Sicht führt die zunehmende Säkularisierung auch zu einem Verfall der Werte. So sehe ich heute viele Familien, die Probleme haben, besonders was den zwischenmenschlichen Umgang und den gegenseitigen Respekt betrifft. So häufig wie nie zuvor sehe ich Heranwachsende, die unter Hoffnungslosigkeit leiden. Es gibt andere, die schon in jungen Jahren zu Medikamenten greifen, um die Leistung zu steigern oder sich besser zu fühlen.

Darüber hinaus wird heute die große Informationsflut durch Medien und soziale Netzwerke zu einem wachsenden Problem, besonders für junge Menschen. Vielen fällt eine Entscheidung immer schwerer, besonders wenn es darum geht, welcher Weg der richtige für sie ist. Hatten die Menschen im sowjetischen System kaum eine Wahl, so ist die Auswahl an Möglichkeiten heute so groß, dass das zum Problem wird. In dem Zusammenhang möchte ich Verse des 14. Dalai Lama aus dem „Paradox unserer Zeit“ zitieren: *„Wir haben breitere Autobahnen, aber einen begrenzten Blickwinkel; wir haben größere Häuser, aber kleinere Familien; mehr Annehmlichkeiten, aber weniger Zeit. Wir haben mehr Diplome, aber weniger Verstand; mehr Wissen, aber weniger Urteilsvermögen; mehr Experten und mehr Probleme. Wir haben unsere Besitztümer vermehrt, aber unsere Werte reduziert. Wir reden zu viel, lieben zu selten und hassen zu oft. Wir haben gelernt, wie man seinen Lebensunterhalt verdient, aber nicht gelernt zu leben.“* Sicher kennen einige diese Zeilen, aber ich finde, dass sie unsere Zeit treffend beschreiben.

Zulauf haben die Kirchen, in denen der Pastor Glaubwürdigkeit ausstrahlt

Ich denke, dass wir in diesen Zeiten mehr als zuvor eine Anbindung an Gott und die Kirche brauchen. Davon bin nicht nur ich überzeugt. Es ist auch die Meinung junger Menschen, die zum Beispiel am christlichen Sommercamp in Vanagai teilgenommen hatten. So schrieb Augustinas, dass die fünf Jahre, die er in den Camps verbrachte hatte, ihn „entscheidend geprägt“ hätten, seinen Charakter und sein Denken beeinflusst und ihn „zu dem Menschen gemacht“ haben, der er heute ist. Dass das Camp einen so großen Zulauf hat und heute das größte christliche Jugendcamp in Litauen ist, freut mich natürlich sehr. Als ich es vor 20 Jahren gegründet hatte, war Litauen als demokratischer Staat gerade unabhängig geworden. Alle mussten sich erst an die neuen politischen Verhältnisse gewöhnen. In der Situation war es wichtig, vor allem jungen Menschen einen Ort zu bieten, an dem sie auch über einen längeren Zeitraum zusammenkommen, sich austauschen und auch mehr über den christlichen Glauben erfahren konnten. Angesprochen sind auch heute besonders Jugendliche und junge Erwachsene, die sich in der Kirche oder in der Gesellschaft sozial engagieren wollen oder einfach auch neugierig auf Kirche und Glauben sind. Erwachsene behaupten heute immer noch, dass sich die Jugend nicht mehr für den Glauben, für Gott oder die Kirche interessiert. Meine Erfahrung ist eine andere. Ich erlebe, dass junge Menschen durchaus sehr interessiert sind. Allerdings brauchen sie Pastoren, die in einer Sprache sprechen, die sie auch verstehen. Junge Menschen kritisieren, dass die Kirche eine Sprache aus einer anderen Welt benutzt. Früher hatten sie sich an kirchlichen Aktivitäten beteiligt, manchmal auch ohne zu wissen, worum es genau geht, einfach weil die Kirche einen festen Platz in ihrem Alltag hatte. Das ist heute anders. Junge Menschen fühlen sich ungebundener und können zwischen verschiedenen Freizeitangeboten wählen. Dementsprechend haben sie auch höhere Ansprüche an die Kirche. Die müssen wir ernst nehmen.

Aus meiner Sicht gehört zu den großen zukünftigen Herausforderungen der Kirche, dass sie eine Sprache spricht, die junge Menschen berührt und die auch mit ihrem Leben zu tun hat. In dem Zusammenahng habe ich den Satz eines Jugendlichen besonders beherzigt: Wenn Du sprichst, dann sprich kurz und komme rasch auf den Punkt. Man muss einfach realisieren, dass sich die jüngere Generation weniger Zeit nimmt, bei längeren Erklärungen schneller ungeduldig wird und abschaltet. Heute haben besonders die Kirchengemeinden großen Zulauf, in denen der Pastor eine Glaubwürdigkeit ausstrahlt und sich ernsthaft mit dem christlichen Glauben und der Bibel auseinandersetzt. Leider ist die Kirche manchmal so sehr mit äußeren Aktivitäten beschäftigt, dass sie ihre spirituelle Aufgabe vernachlässigt und sie manchmal zur Nebensache wird. Aber wenn junge Menschen in Gottesdienste gehen, suchen sie vor allem auch nach geistlicher Führung.

Entscheidend für junge Menschen ist, ob man auch lebt, was man sagt

Ein anderer wesentlicher Aspekt ist am besten umschrieben mit der Aussage: „Reden kostet nichts“. Ich erfahre immer wieder, wie sehr bereits Kinder darauf achten, ob Erwachsene über den Glauben nur reden, oder ob er im eigenen Leben auch eine Rolle spielt und man auch lebt, was man sagt. Sagt man Kindern zum Beispiel, dass der Glaube Frieden in die Welt bringt, ist aber selbst nicht überzeugt, dann glaubt es das Kind auch nicht. Wenn man aber über etwas spricht, von dem man wirklich überzeugt ist, werden Menschen auch zuhören. Zu den zwei wichtigen Schlüsselwörtern gehören: Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit. Natürlich hat die ältere Generation nach wie vor eine wichtige Vorbildfunktion. Aber ich erinnere mich auch an ein Gespräch mit einer älteren Frau, die mir sagte, dass sie lange eine sogenannte Kultur-Christin gewesen sei, eine, die nur aus Tradition in die Kirche gegangen sei. Als dann ihr Sohn begann, sich ernsthaft mit dem christlichen Glauben zu beschäftigen und in der Bibel zu lesen, habe sie angefangen sich ernsthafter mit dem Glauben auseinanderzusetzen. Es ist also unerheblich, welche Generation wen beeinflusst. Grundsätzlich kann ich sagen, dass meiner Erfahrung nach der Respekt und der zwischenmenschliche Kontakt zwischen den Generationen in den Familien am größten ist, in denen der Glaube eine Rolle spielt. Ich bin ohnehin überzeugt, dass es gläubige Menschen leichter haben, in den Stürmen des Lebens zu bestehen. Deshalb ist es mir wichtig, diese Anbindung an das Christentum bei jungen Menschen zu fördern. Nicht zuletzt, damit wir uns auch immer vor Augen halten, dass wir mit all unseren Verschiedenheiten Kinder Gottes sind.

Das inzwischen weit über seine Grenzen bekannte Camp zieht heute jedes Jahr über 500 junge Menschen an.

Fotos: Camp Vanagai (3)

Nora Steen

Neue Leiterin im Christian Jensen Kolleg

Nora Steen wird zum 1. August die Leitung des **Christian Jensen Kollegs (CJK)** in Breklum übernehmen. Die in Braunschweig geborene Theologin arbeitete als Studienleiterin im Ökumenischen Institut in Bossey bei Genf. Als Leiterin des Hauses der Stille im evangelischen Kloster in Wülflingshausen konzipierte sie unter anderem geistliche Angebote für kirchenferne Menschen. Seit Sommer 2015 ist sie zusammen mit ihrem Mann in der Pfarrstelle der deutschsprachigen Gemeinde in Lissabon tätig. Einer breiteren Öffentlichkeit ist die 41-Jährige unter anderem als Sprecherin des Wortes zum Sonntag in der ARD bekannt. „Der Platz der Kirche mit ihrer Botschaft ist nicht neben, sondern mitten in unserer Gesellschaft“, so Nora Steen. In dieser Hinsicht habe sich auch das Christian Jensen Kolleg als Ort etabliert, „an dem Gespräche zwischen unterschiedlichen Partnern möglich sind, die anderswo vielleicht nicht zustande kommen würden“. In diesem Sinne möchte sie daran arbeiten, dass das CJK weiter auch über die Region hinaus „als kirchliches Zentrum des Austausches über gesellschaftliche Verantwortung und aktuelle Themen der Zeit im Horizont des Glauben zu profilieren“, so Steen.

Philippinischer Bischof auf Kaution frei

Der vor fast einem Jahr auf den Philippinen verhaftete Bischof von Ozamiz, Carlo Morales, ist gegen Kaution freigelassen worden. Der Geistliche der Unabhängigen Philippinischen Kirche (Iglesia Filipina Independiente) war im Mai 2017 auf der von bewaffneten politischen Konflikten erschütterten Insel Mindanao von Polizeikräften inhaftiert worden. Ihm wurde vorgeworfen, Waffen im Gepäck versteckt zu haben, die ihm nach Augenzeugenberichten allerdings untergeschmuggelt worden waren. Mit Bischof Morales wurde auch der Friedensaktivist Rommel Salinas festgenommen, der noch immer im Gefängnis ist. Morales engagiert sich im Friedensprozess auf der Insel im Süden der Philippinen, wo schon seit Jahrhunderten Muslime leben und es immer wieder bewaffnete Auseinandersetzungen gibt zwischen Kommunistischen und Islamistischen Rebellen auf der einen Seite und dem Militär auf der anderen. Nach einem Besuch der Frau von Bischof Morales, Darling Morales, in Deutschland im vergangenen Herbst haben Ökumenische Einrichtungen einen internationalen Protestbrief gegen die Inhaftierung an den philippinischen Präsidenten Rodrigo Duterte mitunterzeichnet. Die Kaution in Höhe von rund 3.000 Euro hat das *Zentrum für Mission und Ökumene* der Kirche zur Verfügung gestellt. „Für die Solidarität mit unserer Kirche sind wir dem Zentrum sehr dankbar. Sie hat zur Freilassung beigetragen“, betonte June Yañez, ökumenischer Mitarbeiter der Philippinischen Kirche in der Nordkirche. Weitere Spenden zur Unterstützung der Menschenrechtsarbeit der Kirche auf den Philippinen sind dringend notwendig (s. auch Spendenaufruf in weltbewegt, März 2018).

Tschüss Kohle

Für die vom *Zentrum für Mission und Ökumene* mitinitiierte Volksinitiative in Hamburg „Tschüss Kohle“ sind bei Redaktionsschluss rund 22 000 Unterschriften gesammelt worden. Die Volksinitiative setzt sich mit einem eigenen Gesetzentwurf dafür ein, dass in Hamburg ab 2025 keine Wärme und ab 2030 auch kein Strom mehr aus Kohle produziert werden. Nur so ist das Ziel des Pariser Klimaabkommens, den Temperaturanstieg auf der Erde auf unter zwei Grad (möglichst 1,5 Grad) zu begrenzen, umzusetzen. Politische Entwicklungen haben in den vergangenen Wochen zusätzlich die Wichtigkeit dieser Initiative gezeigt: Zum einen versucht die Hansestadt den Rückkauf der Fernwärmenetze umzusetzen, für den bei einem Volksentscheid die Mehrheit der Wähler votiert hatte. Ohne diesen Rückkauf wäre es für die Stadt Hamburg schwieriger, ausschließlich auf klimafreundliche Energieträger zu setzen. Zudem hat der Kraftwerksbetreiber Vattenfall kürzlich beantragt, sein Kohlekraftwerk Moorburg an das Fernwärmenetz anschließen zu dürfen. „Das wäre eine klimapolitische Katastrophe mit verheerenden Folgen für Millionen von Menschen und alle zukünftigen Generationen“, erläutert Ulrike Eder von der Infostelle Klimagerechtigkeit im *Zentrum für Mission und Ökumene* und eine der drei Vertrauenspersonen der Volksinitiative. Gemeinsam mit Umweltverbänden hat die Initiative bereits dagegen protestiert.
Infos: Infostelle Klimagerechtigkeit, Ulrike Eder, 040 88181-211, u.eder@nordkirche-weltweit.de, www.tschuess-kohle.de

Bundesweites Ökumenisches Netzwerk Klimagerechtigkeit gegründet

Einrichtungen der evangelischen und römisch-katholischen Kirche in Deutschland haben das Ökumenische Netzwerk Klimagerechtigkeit gegründet. Durch den Zusammenschluss sollen Austausch und Qualifizierung kirchlicher Akteure verbessert und das kirchliche Engagement für mehr Klimagerechtigkeit in Politik und Gesellschaft gestärkt werden. Für die Koordinatoren geht es dabei um die Verantwortung der Christen für die Zukunft der Erde. Das Ökumenische Netzwerk wird den Klimapilgerweg 2018 unterstützen, der von Bonn (ab 9. September) über Düsseldorf, Hannover, Dresden und Cottbus nach Berlin weiter zur UN-Klimaverhandlung nach Katowice in Polen führt. Bei den Verhandlungen wird es um die Umsetzung des Pariser Klimaabkommens gehen. Ziel des Netzwerkes ist die theologische und spirituelle Fundierung des Themenfeldes Klimagerechtigkeit in der Arbeit der Kirchen und die Intensivierung der Zusammenarbeit zwischen kirchlichen Akteuren, Umwelt- und Eine-Welt-Gruppen über konfessionelle Grenzen hinaus.

Fotos: Privat (1), June M. Yañez (1) , IKG (1), J. Schwieger (1)

Konvent europäischer Theologinnen in Lübeck

Vom 13. bis 14. Mai kamen europäische Theologinnen und Theologen aus dem Ostseeraum in Lübeck zusammen, um auf einem Konvent die Auseinandersetzung um eine sachgerechte Auslegung der Bibel voranzutreiben. Die Tagung unter der Schirmherrschaft von Gerhard Ulrich stand unter dem Motto „Wir haben selber gehört und erkannt – Wege der Schriftauslegung“. Dabei sollten wichtige Aspekte zur Textauslegung in Theorie und Praxis beleuchtet sowie neue Denkansätze aus unterschiedlichen Kontexten dargestellt, diskutiert und angewandt werden. Zum Konvent waren rund 80 Theologinnen und Theologen aus Russland, Estland, Polen und Deutschland angereist. Hintergrund für die Veranstaltung war die Entscheidung der lettischen Synode per Verfassungsänderung Frauen von der Ordination zur Pastorin auszuschließen. Aus diesem Grund haben das *Zentrum für Mission und Ökumene*, das Frauenwerk, der Theologinnenkonvent der Nordkirche, der Bundestheologinnenkonvent sowie die Beauftragte für Geschlechtergerechtigkeit in der Nordkirche zum Treffen in die Hansestadt eingeladen, um ein Zeichen zu setzen gegen den Beschluss. Zu den Referentinnen gehörte unter anderem Dace Balode, Dekanin der Theologischen Fakultät in Riga. (Als Autorin von *weltbewegt* hatte sie u.a. im Dez 2016 über Lettland berichtet). Susanne Sengstock vom Frauenwerk erklärte, dass fundamentalistisches Denken nicht nur evangelischen Kirchen in Osteuropa betreffen, sondern auch ein Phänomen von immer pluraler werdenden Gesellschaften sei, in denen Sicherheit gesucht werde. Dabei werde das Bewusstsein für Gender nicht ernst genommen, so Sengstock. Landesbischof Gerhard Ulrich unterstützte die Forderung des Konvents, Frauen und Männer im kirchlichen Leben gleichzustellen. Frauen würden mit ihrem „ganz eigenen Blick dringend für den theologischen Diskurs benötigt“, so Ulrich. Zum Abschluss der Konferenz forderte Astrid Kleist, Pröpstin aus Hamburg und Vizepräsidentin des Lutherischen Weltbundes: „Wir müssen reden, reden, reden. Und hören, hören hören.“

Weltmissionskonferenz Arusha

Mehr als 1000 Christinnen und Christen aus sechs Kontinenten haben auf der Weltmissionskonferenz in Tansania über die Berufung zur „verwandelnden Nachfolge“ in der heutigen Zeit diskutiert. Der Ökumenische Rat der Kirchen

Fortsetzung Seite 33

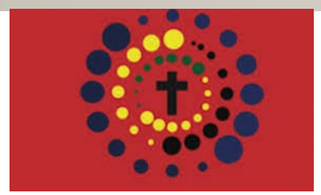
Abschied . . .

Maiyupe Par

Andreas Schulz-Schönfeld

. . . und Willkommen

Isabel Friemann



hatte zu diesem Treffen vom 8. bis 13. März nach Arusha, Tansania eingeladen. Prägend dabei waren vor allem die zahlreichen Beiträge zur „Mission von den Rändern“ (mission from the margins): Dabei rief die Weltmissionskonferenz dazu auf, sich von den Rändern her verändern zu lassen. In beeindruckender Weise wurden vor allem die Marginalisierten als die eigentlichen Akteurinnen und Akteure von Gottes Mission sichtbar. So hielt am Eröffnungstag die junge südafrikanische Theologin Mutale Mulenga Kaunda den Hauptvortrag. Sie betonte, dass junge „Führungskräfte“ (leaders) zu Wort kommen sollten und zeigte auf, dass der afrikanische Kontinent den ökumenischen Diskurs prägen wird: „Wir Afrikanerinnen und Afrikaner sind sozusagen von Natur aus ökumenisch eingestellt, weil wir uns mühelos innerhalb unserer indigenen beziehungsweise traditionellen, islamischen und christlichen Weltsichten bewegen, um dem Leben und dem Tod einen Sinn zu geben.“ Am Ende der Konferenz wurde als Erklärung der „Aufruf von Arusha zur Nachfolge“ verabschiedet. Er wurde von den Teilnehmenden angenommen, zu denen junge Menschen, Laien und Kirchenleitende ebenso gehörten wie charismatisch Bewegte aus Brasilien, Orthodoxe aus Kenia, feministische Theologinnen mit afroamerikanischen Wurzeln und Lutheraner aus Finnland. Wenn wir uns Worte wie die Folgenden zu eigen machen, können sie eine große Wirkung entfalten: „Wir sind aufgerufen, Mauern niederzureißen und nach Gerechtigkeit für jene Menschen zu streben, die entei-

net und entrechtet und von ihrem Land vertrieben wurden, wie zum Beispiel Migrierende, Flüchtlinge und Asylsuchende, und uns der Schaffung neuer Grenzen zu widersetzen, die Menschen voneinander trennen und töten.“

Claudia Ebeling

Reise nach Südafrika

Zu einer Konsultation über Perspektiven für die Partnerschaft und die gemeinsamen Herausforderungen ist eine Delegation der Nordkirche vom 21. bis 29. März nach **Südafrika** gereist. Die Beziehungen zur Kap-Oranje-Diözese der Evangelisch-Lutherischen Kirche im Südlichen Afrika (ELCSA) wurden von der Pommerschen Kirche mit in die Nordkirche eingebracht. Unter der Leitung von Landesbischof Gerhard Ulrich und Bischof Motsamai Manong von der Kap-Oranje Diözese ging es im März fünf Tage lang darum, Probleme und Veränderungen beider Kirchen wahrzunehmen und gemeinsame Pläne und Projekte zur Vertiefung der Beziehungen zu entwickeln. Mitglieder der Delegation waren unter anderem Heike Spiegelberg, Afrikareferentin im *Zentrum für Mission und Ökumene* in der Nordkirche, und Jörn Möller, Leiter des Bereiches Ökumenische Beziehungen, außerdem Matthias Tuve, Ökumenepastor im Kirchenkreis Pommern. Besucht wurde auch die New World Foundation, die seit Anfang 2018 von dem langjährigen ökumenischen Mitarbeiter der Nordkirche, Marius Blümel, geleitet wird (s. auch Beitrag auf S. 26/27)

Junge Stimmen für Ökumene und Gerechtigkeit

Unter dem Motto „Einmischen. Mitgestalten. Verantwortung übernehmen – Junge Stimmen für Ökumene und globale Gerechtigkeit“ lädt das *Zentrum für Mission und Ökumene* am **16. Juni** von **11 bis 16 Uhr** junge Menschen, die sich in der Kirche engagieren wollen, zu einer Tagung ein. Das Angebot richtet sich an Interessierte, die wollen, „dass ihre Stimme gehört wird“ und die finden, „dass junge Menschen in kirchlichen Strukturen mehr Einfluss haben sollten“, die sich zudem fragen, „wie ein gerechtes Miteinander weltweit zu gestalten ist“ und die „kirchliche Ökumene, entwicklungspolitische Fragen und globales Handeln mitgestalten wollen“, so die Veranstaltenden. Auf der Tagung könnten dann junge Menschen „Arbeitsweisen und Mitbestimmungsmöglichkeiten im Bereich von Mission und Ökumene kennenlernen“. Zum Leitungsteam gehören die Referentinnen des *Zentrums für Mission und Ökumene,* Anne Freudenberg und Ellen Prowe, die Pastoren Jens Haverland und Dr. Anton Knuth sowie die ehemaligen Freiwilligen Kira Schall und Katharina Vetter.
Ort: Zentrum für Mission und Ökumene
Info und Anmeldung: Anne Freudenberg, Tel. 040 88181-243, a.freudenberg@nordkirche-weltweit.de

Abschieds- und Willkommensgottesdienst in Breklum

Am Sonntag den **24. Juni 2018** findet ein Gottesdienst in Breklum unter dem Motto „Gottesdienst zur weltweiten Kirche – zum Abschied und Willkommen von Mitarbeitenden des *Zentrums für Mission und Ökumene*“ statt. In ihm werden Pastor Andreas Schulz-Schönfeld, Referent für Ökumenisch-Missionarische Bildungsarbeit nach zehn Jahren und Pastor Maiyupe Par, Ökumenischer Mitarbeiter aus Papua-Neuguinea nach fünf Jahren aus ihrem Dienst im *Zentrum für Mission und Ökumene* verabschiedet. In diesem Rahmen wird Isabel Friemann in ihr Amt als Referentin für Ostasien und die ChinaInfo-Stelle offiziell eingeführt. Die Predigt hält Propst Stefan Block, Vorstandsvorsitzender des Zentrums. Im Anschluss an den Gottesdienst, der um 10 Uhr beginnt, findet ein Empfang im Christian Jensen Kolleg statt. Am Vortag, den 23. Juni gibt es ab 19:30 unter der Überschrift „Fünf Jahre am anderen Ende der Welt“ die Möglichkeit eines Gespräches mit Maiyupe Par und seiner Familie über Erfahrungen in der Kirche in Deutschland. Eine ausführlichere Würdigung der Arbeit von Andreas Schulz-Schönfeld und Maiyupe Par erfolgt in der nächsten Ausgabe.
Info und Anmeldung: Petra Conrad, Tel. 04671 9112-14, buerobreklum@nordkirche-weltweit.de

Aussendung der Freiwilligen

Mit einem feierlichen Aussendungsgottesdienst werden in diesem Jahr 29 Freiwillige am Samstag, den **14. Juli** um **14 Uhr** in der **St. Michaelis-Kirche** in Hamburg verabschiedet. Die Predigt hält Dr. Klaus Schäfer. Im Auftrag der Nordkirche vermittelt das *Zentrum für Mission und Ökumene* seit vielen Jahren

über seine Stipendienprogramme „Der andere Blick“, und „weltwärts“ junge engagierte Menschen in entwicklungspolitische und soziale Projekte. Zu dem Gottesdienst sind neben Angehörigen, Freundinnen und Freunden auch Interessierte eingeladen. Im Anschluss findet ein Empfang im Bachsaal neben der St. Michaelis-Kirche statt.
Info und Anmeldung bis 24. Juni: Kim Rode, Tel 040 88181-150, freiwillig@nordkirche-weltweit.de, www.nordkirche-weltweit.de

Koranlektüre unter muslimischer Anleitung

Das *Zentrum für Mission und Ökumene* bietet in Kooperation mit der Missionsakademie wieder eine Koranlektüre unter muslimischer Anleitung an. Dieses Angebot, findet jeweils dienstags am **12. Juni, 19. Juni, 26. Juni** sowie am **3. Juli** von **9 bis 11 Uhr** in der Missionsakademie der Universität Hamburg statt und richtet sich auch diesmal vor allem an Pastorinnen und Pastoren. Darüber hinaus sind Lehrerende, Gemeindepädagogen/-innen und sonstige Interessierte herzlich eingeladen. Jüngere Koranexpertinnen und -experten muslimischen Glaubens aus dem Fachrat islamische Studien leiten die Lektüre an. Mit ihrer Hilfe sind viele Entdeckungen im Koran zu machen. Überraschende Gemeinsamkeiten zur biblischen Tradition treten in den Blick. Besonderheiten von Koran und Bibel werden greifbar. Diese Koranlektüre bietet die Gelegenheit, im Austausch den Koran in der Binnenperspektive angemessen verstehen und würdigen zu lernen. Die Sitzungen werden von Prof. Dr. Werner Kahl, Studienleiter an der Missionsakademie, moderiert.

Zu guter Letzt

Vergesst das Beste nicht!

Meine Schätze kann ich Euch nicht einfach vermachen. Gott lieben von ganzem Herzen mit aller Kraft, aus ganzem Gemüte – in einer Welt voller Traditionsbrüche – das kann ich nicht wie ein Erbe weitergeben. Aber – organisierte Religion hin, organisierte Religion her – ich wünsche mir, dass ihr alle ein bisschen fromm werdet. Vergesst das Beste nicht!

Ich meine damit, dass Ihr Gott manchmal lobt, nicht immer – das tun nur die Schwätzer und Höflinge Gottes –, aber doch manchmal, wenn Ihr glücklich seid, so dass das Glück ganz von selbst in die Dankbarkeit fließt und Ihr „Halleluja“ oder das große Om der indischen Religion singt. Eure alte Mama

(Auszüge aus: Was zählt – Brief an meine Kinder, aus: Dorothee Sölle, Gegenwind, Erinnerungen, Hoffmann und Campe Verlag Hamburg. 1995.)

Fotos: ZMÖ-Bildarchiv (1), C. Wenn (2), Freiwilligenprogramme (1)

Die nächste Ausgabe
erscheint am 1. September 2018

Unser aktuelles Spendenprojekt in Indien

Mehr Bildungschancen für Mädchen

Die gezielte schulische Förderung von Mädchen im indischen Bundesstaat Odisha ist ebenso notwendig wie gerecht. Viel zu oft wird gerade den Mädchen aufgrund familiärer und gesellschaftlicher Vorbehalte eine gute Schulbildung vorenthalten. Das wollen wir ändern. Bildung für Alle! Das ist das Ziel, das unsere Partnerkirche, die Jeypore-Kirche, mit ihren Schulen erreichen will. Gerade in den ländlichen Gebieten sollen Kinder aus armen Familien bessere Zukunftschancen erhalten – mit besonderem Schwerpunkt auf der Förderung der Mädchen.

Einige der Wohnheime der Jeypore-Kirche konnten in den vergangenen Jahren mit Hilfe von Spenden renoviert und ausgebaut werden. Neben der besseren Lernqualität gilt es aber auch, die tägliche Versorgung aller rund 3 500 Schülerinnen und Schüler zu sichern. Mit Spenden für die Schularbeit in unserer Partnerkirche ermöglichen wir die Mahlzeiten, die Bereitstellung von Schulmaterialien sowie die Durchführung von Nachhilfeunterricht.

Helfen Sie dabei mit, dass insbesondere benachteiligten Mädchen aus ausgegrenzten Bevölkerungsgruppen Bildungsgerechtigkeit zuteil wird. Ein kirchlicher Wohnheimplatz für ein Schulkind kostet 220 Euro im Jahr. Ihre Spende unterstützt die schulische Versorgung von Mädchen in Odisha/Indien, um ihre Bildungschancen zu verbessern.

Spendenkonto
des Zentrums für Mission und Ökumene:
IBAN: DE77 520 604 100 000 111 333
BIC: GENODEF1EK1 Evangelische Bank
Projekt 1107 Bildung Mädchen Indien

Fotos: A. Siegemund (1), iStock (1)